



Linienhubschrauber nach Værøy

## **E-Mails vom Rande der Welt**

### **Vorbemerkung**

Der nachfolgende Text ist Reportage über die Lofoten, genauer über Værøy. Dort habe ich 1998 ein halbes Jahr gelebt und als Lehrer gearbeitet. Aus vielen E-Mails an Freunde, die erst kurz waren und dann immer länger wurden, habe ich einen Text erarbeitet, der unterschiedliche Seiten des Lebens auf der Insel beleuchtet, aber auch meine persönliche Entwicklung in dieser Zeit behandelt und – wie ich hoffe und glaube – interessant und amüsant zu lesen ist.

### **Teil I: Ich bin angekommen**

Eine lange Reise liegt hinter mir. Mit dem Zug ging es nach Kiel, mit der Fähre nach Oslo, mit dem Flieger nach Bodø und von dort mit dem Linienhubschrauber (!) nach Værøy. Zweimal am Tag fliegt der zwischen der Hauptstadt im Regierungsbezirk Nordland und der Insel an der Südspitze der Lofoten hin und her – 80 Kilometer über den Westfjord hinweg, weit hinein ins Nordmeer. Nur Røst, die Vogelinsel, liegt weiter draußen. Hier, auf Værøy, werde ich ein halbes Jahr lang wohnen und als Lehrer arbeiten.

Man muss nur nach Norden fahren, und schon lässt man den Regen hinter sich. Kaum in Oslo angekommen, wo ich zwei Tage Zwischenstation einlegte, um meine Sprachkenntnisse aufzufrischen, lag ich auch schon

auf einer der im Fjord gelegenen Inseln in der Sonne. Mitte August. Die Saison war vorbei. Den Platz am Strand musste man sich nicht mehr erkämpfen. Zwei Tage Strandleben am Tag und Stadtleben in der Nacht, ehe die Reise ins selbst gewählte Exil weiterging. Doch Bodø und selbst Værøy empfing mich ebenfalls mit Sonnenschein. Während Telefonate mit den daheim Gebliebenen von grauem Himmel und Gepläster künden, trübt hier nördlich des Polarkreises seit Wochen kein Wölkchen den Himmel. Ein ungewöhnlich schöner Sommer sei es gewesen, sagen die Leute.

Am Heliport, wie man den Hubschrauberlandeplatz hier nennt, wartet das Empfangskomitee: die Rektorin, ihr vierjähriges Kind und die Kommunaldirektorin. Meine künftigen Vorgesetzten. Im Bulli werde ich zunächst durch die Ortschaft kutschiert, zur Orientierung, damit ich alles einmal gesehen habe. Sightseeing-Tour. Passend zu seiner Lage auf der Insel, jedoch falsche Maßstäbe andeutend, trägt die Siedlung den Namen ‚Südland‘. Als ob es sich um einen weiten Landstrich handeln würde. Tatsächlich ist der Ort jedoch von recht überschaubarer Größe. Zwar sind die Entfernungen nicht gering – das Dorf mag sich entlang der Straße etwa fünf Kilometer erstrecken – aber viele Menschen gibt es hier offenbar nicht. Vom Heliport geht es vorbei am Hafen (Vågen) zum Zentrum. Das Wort ‚Zentrum‘ ist tatsächlich auf einem Schild zu lesen, ich suche es jedoch vergebens. Wohl sehe ich eine gemauerte weiße Kirche, einen langgestreckten blauen Wellblechbau, der sich als Stadthaus entpuppt, einen Kiosk, eine Kneipe und zwei Supermärkte. Diese Gebäude sind jedoch nicht etwa um einen Dorfplatz versammelt, sondern neben einigen Häuschen, einem kleinen Gymnastiksaal und einer Aschenbahn entlang der Hauptstraße verstreut. Dazwischen verkommene Wiesen, Felsen, zwei Ausläufer des Fjordes und wenige halbwegs gepflegte Gärten.



Nach kurzer Rundfahrt setzt man mich vor meinem neuen Heim ab: ein Reihenhäuslein. Es liegt im Norden Südlands, kaum hundert Meter von einer Felswand entfernt, die schroff in den Himmel ragt. Als ich aus dem Bulli steige, merke ich zum ersten Mal, dass die Luft dem prallen Sonnenschein zum Trotz kühl ist, fast herbstlich. Und still ist es. Unglaublich still.

Das Haus hat drei Zimmern und ein Bad. Die Kommune hat einige Möbel für mich aufgetrieben: ein Bett, ein Sofa, einen Tisch, ein Regal und einen Kühlschrank. Auf dem Tisch steht eine Blume: Man heißt mich willkommen. Die Wohnung ist geräumig und leer und sie bleibt es – auch nachdem ich meine Koffer ausgepackt und die Lampen angebracht habe. Ich bin angekommen! Und ich bin gespannt auf meine neue Heimat ...

## Teil II: Kuriositäten

Rund 820 Menschen leben auf Værøy. Einige sind allerdings nur alle zwei Wochen hier und sonst als Fischer auf hoher See. In der Saison, zwischen Januar und Mai, kommen viele Fremdarbeiter hierher und helfen bei der massenhaften Herstellung von Trockenfisch, der vor allem nach Spanien und Italien exportiert wird. Trockenfisch, meist Dorsch, entfaltet ein ähnlich starkes Aroma wie getrocknete Pfifferlinge und er gilt daher in diesen Länder als Spezialität, die man vor allem für Fischsuppen verwendet. Man verdient nicht schlecht auf Værøy!



Südland Kvalnes vom Nato-Berg aus

Von den 820 Menschen sind 100 Schüler. Daneben gibt es 500 angemeldete Autos. Und was für Autos: Riesige amerikanische Schlitten und nicht wenige Daimler sind mir schon aufgefallen; überhaupt enthält der Fuhrpark erstaunlich viele Neuwagen, jedenfalls im Vergleich zu den stinkenden Schepperkisten, die auf den Straßen Oslos verkehren. Bedenkt man, dass Autos in Norwegen teuer sind und dass die Insel gerade mal über 20 km öffentlicher Wege verfügt, dann gibt es hier ganz schön viele Autos. Zu viele möchte man denken. Und tatsächlich ist auf Værøy entgegen aller Vorstellungen von dörflicher Romantik an manchen Tagen mehr Verkehr als in mittleren Städten daheim. Das liegt natürlich nicht nur daran, dass es hier so viele Autos gibt, sondern vor allem daran, dass sie so ausschweifend und genüsslich gebraucht werden. Man geht nicht zum Nachbarn, man fährt, auch wenn es nur fünfzig Meter sind. Und überhaupt kann man ja wunderbar die Zeit damit totschiagen, im Wagen durch die Gegend zu tuckern. Vor einer Woche habe ich einen dunkelgrünen Volvo beobachtet, der mindestens zwei Stunden auf immer derselben Strecke spazieren fuhr. Er hat dabei mehrmals mein Reihenhäuslein umrundet, was am späteren Abend langsam nervig wurde. Das Auto ist eben nicht nur in Deutschland der beste Freund des Menschen, ein gutes Mittel gegen die Einsamkeit. Für das man auch manche Nachteile in Kauf nimmt: Nur eine Benzintankstelle findet sich auf der Insel. Sie hat Montags bis Freitags, jeweils von 17:30 bis 19 Uhr geöffnet. Der Kassierer steht direkt neben der einsamen Tanksäule; und die Wagen stehen Schlange.

Drei Supermärkte gibt es auf Værøy. Sie decken – notdürftig – den gesamten Bedarf der Bevölkerung, denn andere Geschäfte fehlen. Der erste Supermarkt nahe Vågen, den ich besuchte, war ein echter Schock. Es war der erste Tag auf der Insel und ich war nachher nahe dran, die Koffer gleich wieder zu packen. Zum Glück habe ich dann nach und nach die anderen Läden entdeckt. Der Markt bei Vågen gehört einem alten – sehr alten – sehr sehr alten – Mann, der eines der Originale der Insel darstellt. Er sieht aus als wäre er mindestens 95, ist aber tatsächlich ‚nur‘ 81. Die Waren, die in seinem Laden zu finden sind, haben vermutlich alle einen gewissen Seltenheitswert und könnten in einem etwas absonderlichen Antiquariat mit großem Gewinn verkauft werden. Das Problem ist nur, dass es sich dabei zu einem nicht geringen Anteil um Lebensmittel handelt. Als erstes fiel mein Blick auf einige Äpfel, die mindestens so verschrumpelt waren wie der Mann. Die weitere Untersuchung der Regale förderte dann Waren ans Tageslicht, die in anderen Läden schon seit Jahren aus dem Sortiment sind: Zahnpasten und Schokoladen zum Beispiel. Dosen, die das Verfallsdatum überschritten hatten. Und im hinteren, dunklen Teil des Ladens, Gerätschaften, von denen man munkelt, sie hätten schon in den fünfziger Jahren dort gestanden.

Zum Glück erfüllt das Sortiment in den anderen Läden ein wichtiges Kriterium: Man kann mit ihrer Hilfe überleben. Nein: Die Ernährungssituation ist faktisch sogar sehr gut, wenn auch Obst und

Grünsachen unverschämt teuer sind. Ein Pfirsich – die exotischste Frucht im Sortiment – kostet umgerechnet fast zwei Mark. Aber da Verführungen in Form anderer Läden (CDs etc.) fehlen, kann man getrost auch die besseren Lebensmittel kaufen und lebt trotzdem noch billiger als man es zu Hause jemals geschafft hat.

Gestern habe ich übrigens einen Wal gesehen. Es war nicht ganz das erste Mal. Die ersten Stücke eines Zwergwales bekam ich am Abend meiner Ankunft als Mahlzeit (ein Willkommensgeschenk) serviert. Man ließ mich kosten und raten und klärte mich erst später auf. Die Sünde in den Augen aller Greenpeacer! Mea culpa. Das Gericht schmeckte so vorzüglich, das ich mit aller größter Wahrscheinlichkeit der Verführung erliegen werde, mir demnächst einmal selbst ein kräftiges Walkotelett in der Pfanne zu schmoren. Ganz abgesehen davon, dass dies das einzige Fleisch ist, das man hierzulande auch bezahlen kann. Und ganz so wenig Wale kann es einfach nicht geben, wenn man schon auf einer einfachen Tour zu einem der beiden Leuchttürme einen Wal im Wasser sieht.

Während es in Good Old Germany den ganzen Sommer geregnet hat, war es hier nördlich des Polarkreises bis weit in den August hinein ziemlich trocken. Zwar hatte ich mittlerweile auch schon einen Regen- und zwei ziemlich stürmische Tage – hierzulande spricht man maximal von einer etwas stärkeren Brise – aber insgesamt scheint viel die Sonne. Dabei sind die Temperaturen allerdings seit meiner Ankunft von etwa 25 Grad auf 12 bis 13 Grad gefallen, so dass das Wetter jetzt, Anfang September, an gutes Oktoberwetter daheim erinnert. Seit vorgestern ist das Wasser ausgegangen. Man munkelt, dass der trockene Sommer Schuld sei, aber vermutlich ist dies nur eine Schutzbehauptung der hilflosen Stadtwerke. In Wahrheit sind wohl schwer zu entdeckende undichte Stellen im Leitungssystem das Problem. Jedenfalls blubbert nun nur noch alle halbe Stunde eine leicht bräunliche Brühe durch die Leitungen, mit der man zumindest Teller ab- und im Klo spülen kann.

### **Teil III: Warnungen**

Nachdem der Sommer sich, wie es aussieht, mit einer Woche Sonnenschein, wenig Wind und Temperaturen über 20 Grad verabschiedet hat – ein bisschen Prahlerei muss erlaubt sein, nachdem ich gehört habe, dass es in Münster im September fast nur geregnet hat – und nachdem die Arbeit sich mit kleinen Schritten auf die Herbstferien zu bewegt, macht man sich nun die ersten Gedanken über den Winter.



Die Unwetterinsel

Wie ich schon erwähnt habe, liegt Værøy nördlich des Polarkreises, weshalb es hier im Winter ziemlich dunkel werden kann. Im Süden der Lofoten geht die Sonne etwa eine Woche um Weihnachten herum gar nicht auf. Ich habe mich schon immer gefragt, wie Menschen unter solchen Umständen leben. Das werde ich ja nun bald herausfinden ... . Ganz leicht scheint es nicht zu sein. Abgesehen davon, dass sich im Norden Norwegens unverhältnismäßig viele Menschen umbringen und dass es in Bodø, der einzigen nahegelegenen ‚Großstadt‘ mit 40.000 Einwohnern, die höchste Kneipendichte Europas geben soll (was aber sicher auch damit zu tun hat, dass die dort gelegene Uni rund 4000 Studenten hat), ist vor allem an die kleinen Probleme mit den besonderen Umständen zu denken. Man stelle sich nur die folgende Situation vor:

Man kommt Sonntagabends um 12 nach einer ordentlichen Fete angetrunken nach Hause und legt sich mit dem bitteren Gedanken an den folgenden Arbeitstag schlafen. Doch weil es immer so dunkel ist, wacht man – oh Schreck – erst um 2 Uhr am Nachmittag auf. Noch immer völlig erschlagen und mit dem Gefühl, man hätte gar nicht geschlafen, fährt man voller Panik zur Arbeit. Das passiert wohl unter den gegebenen Umständen – ständig ist es dunkel – gar nicht so selten. Aber schlimmer ist es, wenn man nach einer anstrengenden Fahrt über die dunklen und leeren Landstrassen um drei Uhr nachts im Büro ankommen. Nicht weil die Fahrt so lang gewesen wäre, sondern weil man in Wirklichkeit tatsächlich kaum geschlafen hat. Es ist eben erst drei Uhr nachts. So kann es einem gehen.

Würde man den Namen der Insel auseinanderziehen, dann ergäbe sich Vær und Øy. Übersetzt heißt Værøy demnach Wetterinsel. Ein Blick auf die altnordische Vergangenheit des Namens legt sogar die Übersetzung Unwetterinsel nahe. Faktisch kann das Wetter hier sehr wechselhaft sein. Morgens Sonnenschein, mittags Nebel und Regen, abends steifer Seewind. So war es jedenfalls zwischendurch vor zwei Wochen. Im Winter aber soll die Insel den Stürmen des Nordmeers ausgeliefert sein. So wurde mir erzählt, dass es hier ganz normal ist, dass die Kinder schulfrei bekommen, weil der Orkan mal wieder allzu wütend tobt. Stromausfälle auch über mehrere Tage hinweg sollen selbst in den vergangenen Jahren noch ziemlich gewöhnlich gewesen sein, weshalb ich mich, auch wenn ich nur bis knapp ins neue Jahr hinein hier bleiben werde, doch gut mit Holz für den Ofen in der Stube und mit Kerzen ausrüsten werde. So stark soll der Wind schon gewesen sein, dass er Wellengang in den Bodenbelag der Häuser getrieben hat. Die letzten zwei Winter waren windarm und schneereich, also völlig untypisch, aber eigentlich ja ganz angenehm. Und was sagen die Leute: Sie sehnen sich, mal wieder einen ordentlichen Orkan zu erleben. Nun: Ich wäre auch nicht unbedingt dagegen.

Letztes Wochenende bin ich umgezogen. Jetzt wohne ich direkt neben der Schule, billiger und mit doppelt so viel Platz: ein richtiges kleines Häuschen mit zwei Etagen und Keller. Viel Platz für einen allein. Die Leute nennen die kleine Siedlung neben der Schule das ‚Ghetto‘, weil hier nur Lehrer und kommunale Angestellte leben. Hier ist, inmitten der gestreuten Siedlungsstruktur der Insel, wie sie in ganz Norwegen vorherrscht, eine kleine, ganz kleine Trabantenstadt mit einem sehr eigenen sozialen Klima entstanden. Regelmäßige Grillfeste auf der kleinen fest installierten Partyplattform können wohl als Kennzeichen des besonderen Milieus gesehen werden. Sehr sympathisch, das Ganze.

#### **Teil IV: Trondheim**

Mittlerweile hat auch auf dem Kalender der Herbst angefangen, aber hier ist es schon fast Winter. Auf den Spitzen der nördlichen Lofoten liegt Schnee. So sieht es jedenfalls von Ferne aus, denn Værøy liegt ja gut 30 km südlich der eigentlichen Lofoten. Auf meiner Insel wissen die Temperaturen noch nicht recht, ob sie unter Null sinken wollen. Es ist aber auch so arschkalt; dafür sorgt der beständige Wind – in Deutschland würde man so etwas wahrscheinlich schon als Herbststurm bezeichnen – und die feuchte Luft. Regnen tut es nicht mehr als im Münster- oder Sauerland, eher weniger, aber die Luft ist halt spürbar feucht. Dunkel wird es jetzt so gegen 18:00 Uhr und eine Stunde später ist es dann stockfinster – abgesehen vom Nordlicht, dass bei klarem Himmel in grünen oder blauen Streifen über den Himmel zieht. Im Winter soll es bunter werden. Aber es sieht auch so schon faszinierend aus.



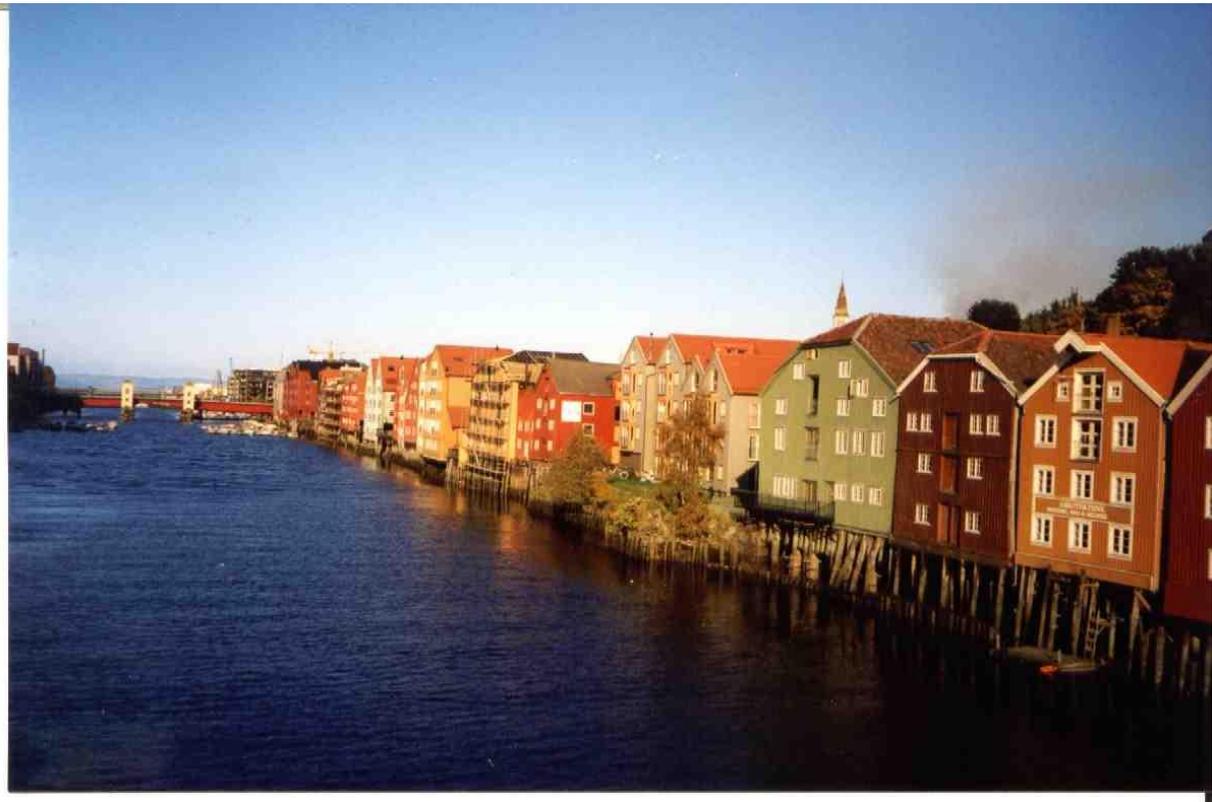
Die Lofoten im Schnee

Während die Deutschen endlich den Kohl abgewählt haben – Hurra, hurra – hatte man hierzulande ganz andere politische Probleme. Mitte August, sozusagen zu Beginn der heißen Phase der norwegischen Politik, wenn man beginnt über den Staatshaushalt zu verhandeln – nebenbei: Norwegen ist ja das einzige Land in der Welt, außer Luxemburg, dass jährlich einen Überschuss im Staatshaushalt einführt, was den Streit über die Verteilung aber nicht zu mindern scheint – Mitte August also meldete sich der norwegische Staatsminister (vergleichbar mit dem Bundeskanzler) von der Zentrumsparterie Bondevik – ein Priester – krank. Begründung: Depression. Das muss man sich mal vorstellen. Mittlerweile versucht man sich auf Schlafmangel herauszureden, aber auch diese Begründung ist ja noch putzig genug. Stellt euch mal vor, Kohl hätte sich krank gemeldet und als Begründung eine Depression angegeben. Unvorstellbar. Ja. Ja. Norwegen ist schon ein seltsames Land.

Kürzlich waren hierzulande Herbstferien. Ihr wisst ja, Lehrer haben immer Ferien ... . Weil man sonst so schlecht von der Insel weg kommt, bin ich nach zwei Kurstagen in den Urlaub gefahren. Aber was für einen Urlaub. Am Dienstag ging die Fahrt um 22 Uhr mit der Fähre los. In Bodø war ich dann um 4 Uhr nachts. Man hatte mir gesagt, dass man auf der Fähre bleiben könnte, aber dem war nicht so. Sie lief sofort wieder aus. Was macht man in einer nordnorwegischen Kleinstadt um 4 Uhr in der Früh? Richtig. Man friert. Und das habe ich dann auch tüchtig getan. Immerhin hat sich nach einigem Herumwandern ein offener Hauseingang mit einem beheizten Treppenflur gefunden, auf dessen Boden ich dann den Rest der Nacht verbrachte. So ungefähr muss man sich als Penner fühlen. Ohne

Isomatte und Schlafsack ist auf einem Steinboden nicht gut schlafen, selbst wenn man sich ganz nah an die Heizung kauert und einige Pullover und Jacken unter und über sich ausbreiten kann!

Um 11:00 ging dann der Zug. Mit dem bin ich weit (!!!) in den Süden gefahren: nach Trondheim, der drittgrößten Stadt Norwegens. Zehn Stunden Fahrt über die sogenannte Nordlandsbahn, die erst 1962 fertiggestellt wurde; immerhin gut 800 km Entfernung, also eigentlich ziemlich weit. Aber noch immer nicht ein Viertel der Strecke nach Münster – nur um mal die Maßstäbe zu verdeutlichen. Eine schöne Fahrt war's: entlang von Fjorden, durchs Hochgebirge, entlang dem Gletscher Svartisen, durch weite und enge Täler und aus dem barbarischen Norden in eine landwirtschaftlich geprägte Küstenlandschaft rund um Trondheim.



Trondheims 'Altstadt'

Eine wirklich hübsche Stadt – eine der wenigen in Norwegen, die über echte Kulturdenkmäler verfügt! Ein imposanter Dom, informative Museen, nette Kneipen, darunter sogar eine Bierkneipe, wo ich ein Paulaner schlabbern konnte, eine breite Auswahl von Geschäften, eine große Hochschule mit 20.000 Studenten und einer entsprechenden Nachtszene. Kinos. Gute Filme. Nicht schlecht, die Stadt. Nach zwei Monaten in der Einöde habe ich den Rummel auf der Einkaufsmeile und in den Passagen richtig genossen; und ebenso die vielen Gesichter, die verschiedenen Haartrachten, die gut und die schlabberig gekleideten Menschen – eben die Vielfalt einer Stadt. Sogar einen Laden mit Fantasy-Rollenspielen habe ich entdeckt.



Der Nidaros-Dom

In Münster meint man immer, man lebe in einer Fahrradstadt, und irgendwie stimmt das ja auch. Aber Trondheim ist auch nicht schlecht, obwohl es hier bei weitem nicht so flach ist wie im Münsterland. Eigentlich ist nur das Stadtzentrum so einigermaßen eben. Rundrum ragen Hügel und Berge auf. In der Innenstadt hat die Stadtverwaltung für eine reiche Auswahl an Pfandrädern gesorgt. Ja, ihr habt richtig gelesen: Pfandräder. Ziemlich sonderbar aussehende Fahrräder, auf denen so ziemlich jede denkbare Fläche (zwischen den Speichen, Schutzbleche, etc.) mit Werbung belegt ist. Befestigt sind sie an Ständern mit einer Konstruktion, die den deutschen Einkaufswagen gleicht. Man drückt 20 Kronen hinein und hat ein Fahrrad, das man innerhalb eines recht weiten Bereiches der City frei benutzen kann. Wird es außerhalb gesehen – und es ist wirklich nicht zu übersehen – kann man wegen Diebstahls angezeigt werden. Innerhalb der Stadt kann man es an dutzenden von Stativen wieder befestigen und kriegt sein Geld zurück. Stellt man es einfach nur so ab, hat allerdings jeder das Recht, es weiter zu benutzen, denn abschließen lässt es sich nicht. Ich habe jedenfalls keine Möglichkeit entdeckt, ein Fahrradschloss irgendwo zu befestigen.

Neben den Pfandrädern gibt es dann noch die ‚Trampe‘, eine Art Aufzug für Fahrräder; man stellt seinen Fuß auf ein Pedal, setzt sich gut aufs Rad, steckt eine Pfandkarte in einen Automaten und wird etwa 100 Meter einen steilen Abhang am Burgberg hinauf geschoben. Einmal abgesehen davon, dass es nicht so einfach ist, sich auf dem Fahrrad zu halten – ich habe fünf Versuche gebraucht – ein genialer Gedanke. Und offensichtlich keine allzu teure Konstruktion.



Pfand-Räder

Mittlerweile sind die Herbstferien vorbei. Und ich plage mich, bestärkt durch die Erinnerung an das wunderbare Wetter in Trondheim (blauer Himmel, angenehm warm – was man so warm nennt hierzulande), wieder mit den Blagen herum. Mittlerweile verstärkt im Projektunterricht. Aber darüber vielleicht ein anderes Mal.

### **Teil V: Über kleine und große Fische**

Habt ihr schon mal frischen Hering gegessen? Nein, ich meine nicht frischen Salzhering, erst recht nicht jene ekelhafte Version in Gläsern, die als Brathering verkauft wird. Richtig frischen Hering. Hier auf Værøy ist nämlich jetzt die Fischsaison ausgebrochen. Die Leute meinen zwar, das sähe nur für mich so aus. Richtig los ginge es erst im Februar, in der Winterfischerei, wenn der Trockenfisch hergestellt würde. Aber im Hafengebiet ist schon ziemlich was los. Gabelstapler fahren hin und her, Saisonarbeiter (meist aus Spanien) arbeiten an großen blauen Tonnen, die mit Salz und Fischen gefüllt werden, Filetiermaschinen laufen 24 Stunden am Stück und ein Fischerschiff nach dem anderen läuft den Kai an. Über dem ganzen Hafen liegt der angenehme Geruch von frischem Fisch. Ist man nachts an der Küste, z.B. draußen beim Leuchtturm, sieht man, dass der Horizont von den Lichtern der Heringsfischer bedeckt ist.

Letzte Woche war ich mit ein paar Bekannten in der Heringsfabrik, um mir den ganzen Betrieb mal von Innen anzuschauen, und habe nebenbei ‚ein paar‘ Fische abgestaubt. Der Arbeiter hat meine Tüte einmal unter die Filetiermaschine gehalten und – schwupps – war sie voll! So habe ich dann

10 Kilo Heringe nach Hause geschleppt, für die ich noch nicht mal den Kilopreis von 2 Kronen (50 Pfennig) bezahlen durfte. Geschenkt. Es gibt ja genug Fische im Meer. Und dann ging's ans Einfrieren und Braten. Frisch gebratener Hering – der schmeckt wirklich gut!!! Hat entfernt Ähnlichkeit mit Forelle, und ist nach Auskunft des örtlichen Arztes praktisch reine Medizin. Als der Eisschrank voll und alle Nachbarn auf Zeit versorgt waren und immer noch eine halbe Tüte Fisch übrig war, habe ich mich an noch ein Experiment gewagt: und Hering in Grobsalz eingelegt. Dafür war ich noch einmal bei der Fabrik, wo ich das Salz ebenfalls kostenlos abstauben konnte. So liegt der Hering nun in einer ziemlich fragwürdig aussehenden Salzlache und hält sich wochenlang. Sieht zwar etwas verschrumpelt aus, aber schmeckt nach einer Nacht im Wasser besser als aller Salzhering, den ich je gegessen habe. Vielleicht liegt's auch nur daran, dass er sozusagen selbstgemacht ist. So was schmeckt ja bekanntlich immer am besten.



Frischer Heering

Wo ich gerade dabei bin. Es gibt da noch die Geschichte von dem Seelachs: Ich war noch keine zehn Tage auf diesem Eiland, da hat mir ein Fischer einen solchen überlassen. Auch frisch aus dem Wasser, schon ausgenommen, immerhin, aber leider zu groß für die Pfanne. Was tun? Ich habe meinen Bruder, den Experten in Sachen Fisch, angerufen und der Schlaumeier hat mir empfohlen, das Monster zu filetieren und dann zu braten. Habt ihr schon mal einen Fisch filetiert? Nein? Dann spart es euch auch. Es wurde eine einzige große Schweinerei. Zum Schluss hatte ich dann zwar einen Haufen kleiner Stücke Fisch, die man etwas

geschmeichelt auch Filet hätte nennen können, aber daneben auch noch einen ziemlich hässlich und zerfetzt aussehenden Fischkadaver. Und viel Müll. Immerhin. Was zu essen war, hat ausgezeichnet geschmeckt. Am ersten Tag. Es war aber genug für drei Tage.

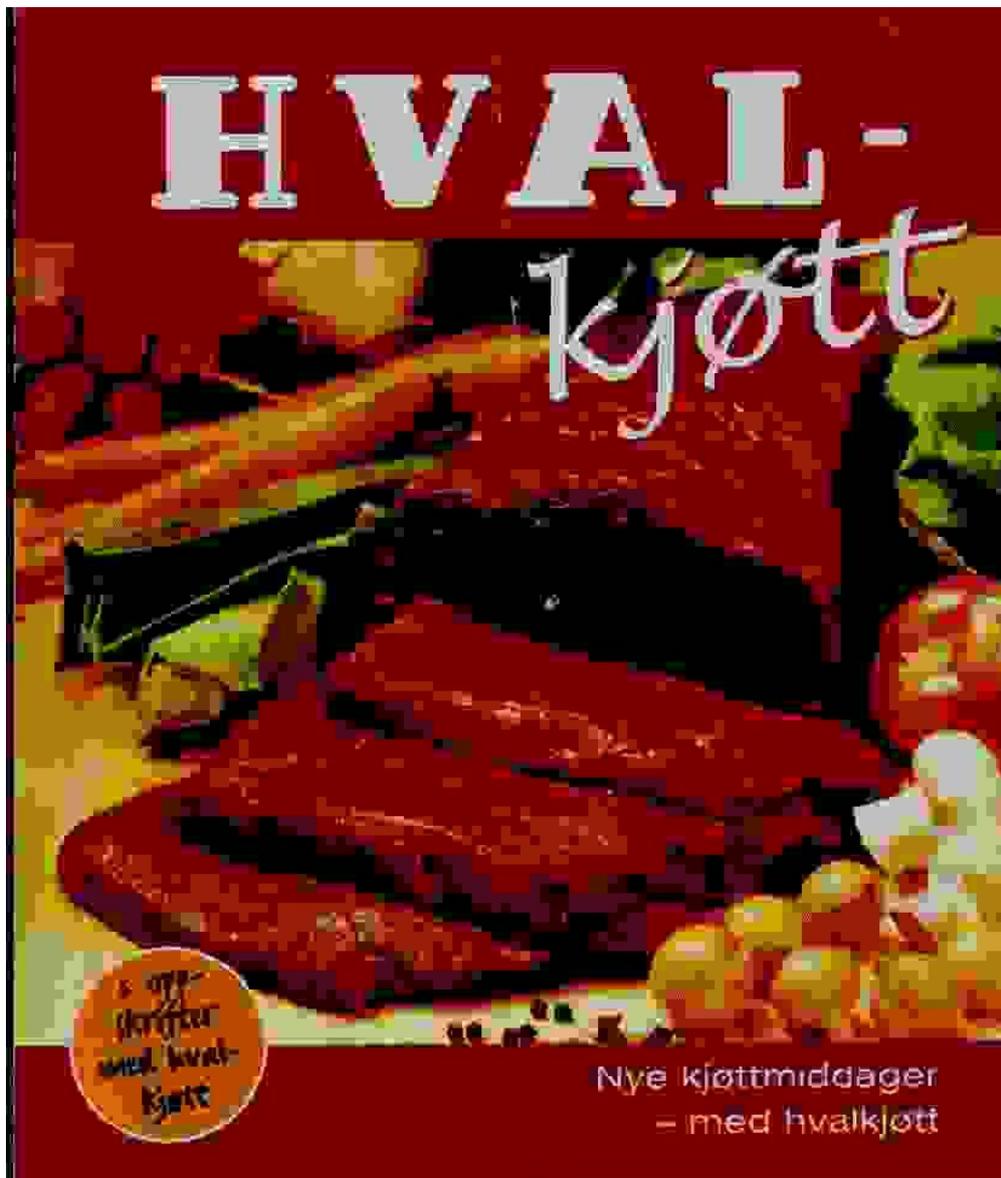


Fischer

Habt ihr schon mal eine Seewurst gesehen? Nein, vermutlich auch nicht. Einer meiner Kollegen an der Schule – genauer gesagt, der einzige Kollege, aller anderen Lehrer sind Kolleginnen – ist Sporttaucher. Der hat dann beim ersten und letzten Schulausflug Mitte September so allerlei Anschauungsmaterial aus dem Wasser gefischt. Die Flora und Fauna unter dem Meeresspiegel soll hier so reich sein, wie sonst nirgendwo in Europa. Aber vielleicht gibt er auch nur an. Jedenfalls ist der Mann deshalb nach Værøy gezogen. Auch ein Grund. Unter dem Anschauungsmaterial war dann jedenfalls auch Seewurst. Ein Tier, das eigentlich lange Tentakeln hat und Plankton fängt, sich aber bei Gefahr einrollt und dann wirklich zum Verwechseln einer Salami gleicht.

Habt ihr schon mal Walfleisch gegessen? Nein, ganz sicher nicht. Dazu fehlt wohl die Gelegenheit und die political correctness verbietet es ja auch strengstens. Allerstrengstens. Allerallerstrengstens. In Norwegen jedoch wurde der Walfang, wie allgemein bekannt, zu Forschungszwecken wieder erlaubt. Wie auch in Japan. Mittlerweile habe ich mich auch ein wenig an dieser Forschung beteiligt. Bei mir hieß das Forschungsprojekt: Wie schmeckt Walgulasch? Und das Forschungsergebnis: Ausgezeichnet. Nein wirklich: Ich habe noch selten so zartes wohlschmeckendes Fleisch

gesehen und gegessen, dass in so großen Brocken verkauft wird, ohne dass auch nur eine einzige Sehne entfernt werden müsste. Besonders verführerisch wird das Ganze, wenn das einzige andere zusammenhängende Fleisch (also nicht eingefrorenes Hackfleisch) doppelt so teuer, sehnig und zäh daher kommt. Ich vermute ja bekümmert, dass ich nach diesem Coming Out bei der Hälfte meiner Freunde und Bekannten – den strammen Grünen oder Greenpeaceclern – unten durch bin. Aber wenn man seine Zeit auf einer so kleinen Inseln fristet, wie ich es zur Zeit tue, ist vielerlei Abwechslung willkommen. Und der Kauf des Walfleisches war auch so ein kleines Abenteuer wie der Besuch in der Heringsfabrik. Allein schon wegen der Mühen, die es gekostet hat, den Kühlraum für mich zu öffnen, hat sich der Exkurs gelohnt.



"Neues Fleischmittagsessen – mit Walfleisch"

Aber da war auch noch ein netter Zufall. Bei den Lagern des Walfängers traf ich nämlich den anderen Deutschen, der hier auf Værøy lebt, ein ziemlich seltsamer Geselle aus dem Schwabenland. Wortkarg, aber

irgendwie auch nett. Von den Einwohnern wird er, wohl wegen der etwas vernachlässigten Körperpflege, Dirty Tomas genannt. Was ihn hierhin verschlagen hat? Ein Job. Auf dem örtlichen Walfänger. Vielleicht kann man mir mein kleines Vergehen (knapp vier Kilo Wal verzehrt zu haben) angesichts der Todsünde, auf einem Walfänger anzuheuern, noch einmal verzeihen?!

Mittlerweile ist der Winter eingebrochen. Der Herbst war kurz und stürmisch. Herbstgefühle kamen nicht auf. Fing ein Blatt an Busch oder Baum an zu gelben, hatte der Sturm es auch schon abgerissen und fort geschleudert. Den typischen Herbstgeruch der Wälder konnte ich dieses Jahr nur bei der Stippvisite in Trondheim genießen. Anfang Oktober hat es dann zum ersten Mal gefroren und geschneit, nicht viel, aber immerhin. Das ist allerdings in Oslo gewöhnlicher als hier auf Værøy. Zwar bin ich mehr als 2000 Kilometer nördlicher, aber das Seeklima verhindert im allgemeinen, dass die Temperaturen wesentlich unter Null fallen. Im allgemeinen. Nun, Anfang November, friert es schon seit fast zwei Wochen ziemlich kräftig und seit einer Woche liegt sogar eine geschlossene Schneedecke. Die Sonne geht mittlerweile schon um 15 Uhr wieder unter und um halb fünf ist es dann praktisch dunkel. Man geht zur Arbeit, wenn es gerade hell wird, und von der Arbeit zurück, wenn es gerade dunkel wird. Das gute Wetter macht das allerdings wett. Bisher konnte ich noch an jedem Wochenende Wanderungen machen, und abends sitzt man dann viel zusammen und sonnt sich am Kamin oder Ofen.

Gestürmt hat es bisher noch kaum. Nur zweimal. Und auch da nur so kräftig, dass man sich noch draußen aufhalten konnte, wenn auch nicht zu nah an der Küste ... . Vielleicht angesichts des Mangels an äußeren, waren die inneren Stürme in den vergangenen Wochen und Monaten umso heftiger.

Der Start in den Beruf, in der fremden Sprache und dem ungewohnten Dialekt, im fremden Land, auf einer Insel, in zig Fächern, wo ich doch nur zwei studiert habe, mit Kindern von 6 bis 16 – er war nicht so einfach. Mittlerweile bin ich von einer 100prozentigen auf eine zirka 90prozentige Stellung heruntergegangen, und kann deshalb dreimal morgens ausschlafen. Nachdem ich eine Zeit lang als Paradeexempel eines von den Schülern untergebutterten Lehrers hätte dienen können, hat sich die Situation in jüngster Zeit leicht verbessert. Einigen Schülern habe ich einen Einblick in mein zur Zeit leicht verletzbares Inneres gegeben; ich habe versucht ihnen klarzumachen, wo mein anderer Unterrichtsstil kulturell bedingt sein mag und warum ich manchmal im Unterricht so unausgeglichen und daher vielleicht auch ungerecht reagiert habe. Anderen habe ich nicht mehr so viel durchgehen lassen und Fehlverhalten schneller sanktioniert. Im übrigen haben die Kollegen wohl begriffen, dass ich als Berufsanfänger vielleicht doch auch ein bisschen Hilfe, moralische Unterstützung und Rückendeckung bei den Schülern brauchte.

## Teil VI (Nachtrag, Februar 2000): Coming Out auf dem Dorfe

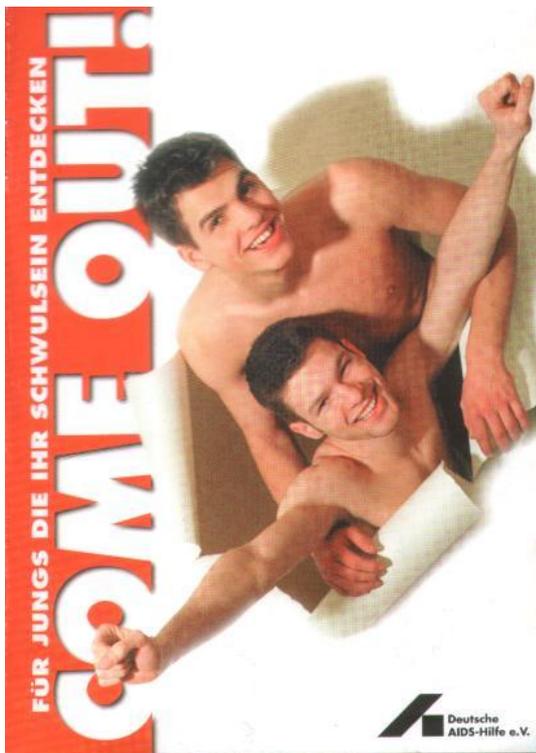
"Ich mache mir nichts aus Mädchen." So hieß übersetzt eine Aufklärungsbroschüre, die Ende Oktober auf allen Lehrerpulten auf Værøy lag. Obwohl eigentlich an Jugendliche gerichtet, denen sie beim Comingout helfen sollte, waren auch die Lehrer der Insel an ihr interessiert. Vorausgegangen waren einige turbulente Tage, in denen ich zum ersten Mal verwirklichte, was ich mir schon länger vorgenommen hatte -- nämlich mit der Wahrheit über mich ans Licht zu rücken.

Seit Anfang September hatte die Schule einen Zugang zum Internet und zu Email. Beide waren für mich seit 1996, als ich mit 25 in den inneren Kämpfen des Comingout lag, das Tor zur Welt, durch das ich zuerst auch im Geheimen gehen konnte. Hinter ihm zeigt sich, dass ich mit meiner Veranlagung nicht nur nicht der Einzige war, sondern vielmehr Teil einer großen Minderheit: Einer Minderheit von vielen netten, gut aussehenden Männern, deren einziges Vergehen gegen die herrschende Norm darin liegt, Artgenossen des gleichen Geschlechts zu bewundern, zu verehren, mit ihnen zu flirten und sie vielleicht zu lieben -- im Kopf, im Herz und im Bett. Einer Minderheit, die in ihrem sexuellen Verhalten -- vor allem durch ihre Offenheit -- die Mehrheit immer wieder provoziert. Das Internet hatte mir die Welt eröffnet, meine eigene Welt und meine Umwelt. Deshalb war der Zugang zu diesem Netz auch auf Værøy ein kleiner Überlebensfaktor für mich. Hier konnte ich nicht nur mit Freunden chatten, sondern auch die große schwule Welt weiter erkunden und trotz der großen Entfernung auf (bis dahin leider vergebliche) Partnersuche gehen. Soweit so gut.



Das Dorf

Nicht einkalkuliert hatte ich die Neugier von pubertierenden Schülern. Zwar war ich immer sehr vorsichtig und löschte z.B. temporäre Dateien, aber die Adressleiste zu löschen, muss ich doch einmal vergessen haben. Deshalb vergingen nach dem Anschluss des Lehrerzimmers ans Netz nur knapp vier Wochen, bis ich von zwei Schülern mit der Frage, ob ich homo sei, überrumpelt wurde. Spontan, unbedacht, aber endlich auch mir selbst gegenüber ehrlich bejahte ich diese Frage. Die Kids rannten schockiert davon. Zum Glück war es die letzte Stunde eines Tages gewesen, an dem in Norwegen die Lehrer streikten. Eine halbe Stunde später wussten sicher die meisten Schüler und jedenfalls ein Teil der Kollegen samt der Rektorin Bescheid, und noch am Abend trafen sich die vier Lehrer der Mittelstufe (zu denen ich gehörte) mit der Rektorin Sölvi Schwank zum Krisengipfel im Wohnzimmer der Chefin. Frau Schwank war offenbar mehr oder minder schockiert und in der Folgezeit ziemlich distanziert. Die anderen Kollegen, Heidi, Pernille und Jon Einar, nahmen die neue Situation dagegen mit faszinierender Ruhe, und -- was ich ihnen noch mehr danke: Sie nahmen mich in der Folgezeit ein wenig unter ihre Fittiche, nicht nur in der Schule, sondern auch durch Einladungen nach Hause. Für die ersten drei Stunden des nächsten Schultages wurde eine Vollversammlung der Mittelstufe anberaumt, bei der alle vier Lehrer anwesend waren, um dem Comingout einen von schulischer Seite offiziellen Anstrich zu geben, die Schüler so gut eben möglich aufzuklären, und sicher auch -- wenn ich es auch damals noch weniger so gesehen habe -- um zu signalisieren, dass das Kollegium voll hinter mir stand. Zur gleichen Zeit informierte die Rektorin die Lehrer der Grund- und Unterstufe, die ja bald ebenfalls mit Fragen konfrontiert werden konnten.



Für mich war das einer der schwersten Tage meines Lebens. Zwar wurde ich nicht zur Anklage, aber doch irgendwie wie das Exemplar einer merkwürdigen Gattung vorgeführt. Ich war ziemlich labil, noch mehr als so schon, und deswegen bin ich noch heute dem Kollegium dankbar, dass nicht den Anschein negativer Reaktionen zeigte. Immer werde ich mich an die Umarmung erinnern, mit der mich Anne Margrete Arntsen im Lehrerzimmer empfing, als ich mit zitternden Knien und völlig gerädert von der Versammlung in den drei ersten Stunden -- einer Extra-Aufklärungsveranstaltung für die Jugendlichen der Klassen 8 bis 10 -- zurückkehrte.

Das Comingout hat mir das Leben auf dem Dorfe nicht leichter gemacht, aber auch nicht wesentlich schwerer. Zwar fühlte ich gelegentlich eine gewissen Distanz, merkte ich, dass ich noch ein Stückchen neugieriger beäugt wurde als so schon. Zugleich aber haben einige positive und offene Kommentare von lieben Menschen mich auf dem Weg bestärkt; als eindrucksvoll habe ich in diesem Zusammenhang am folgenden Sonntag auch die Predigt des Pfarrers empfunden, der das Thema zwar mit keinem Wort direkt ansprach, aber die Gesellschaft mit einem Mosaik verglich, dass erst durch die Vielzahl der völlig verschiedenen bunten Steine so bewundernswert und eindrucksvoll wird, wie es ist. Und in der Schule? Dort wurde meine Arbeit ebenfalls nicht leichter, aber jedenfalls auch nicht schwerer. Zwar musste ich gelegentliche Hänseleien ertragen, aber nur von solchen Kindern, die immer schon auf der Suche nach Angriffspunkten gewesen waren. Bei zwei Jungen war auch eine deutliche Distanz spürbar. Andere schienen mir nun mehr zu vertrauen als zuvor und suchten die Unterhaltung mit mir. Und die Kollegen hatten nun endgültig begriffen hatten, dass der Berufseinsteiger etwas der Hilfe bedurfte. So bereiteten wir einige Stunden gemeinsam vor oder wechselten uns stärker ab, so dass ich ab und zu Gelegenheit hatte, den erfahreneren Lehrern bei ihrem Handwerk zuzuschauen, und ihnen dann in meinem eigenen Stil nacheifern konnte.

Soweit die späte Ergänzung zu einem eigentlich besonders wichtigen Kapitel dieser ganzen Geschichte: geschrieben im Februar 2000.

## **Teil VII: Von verschiedenen Drogen**

Meine vorletzte Mail mag den Eindruck erweckt haben, es gäbe hierzulande nur Fisch zu essen – dass Wal eigentlich gar kein Fisch ist, lassen wir jetzt mal außen vor. So ist es denn doch nicht. Es gibt auch Fleisch: Rentiergeschnetzeltes, Elchsalami, Robbenbraten – letzterer ist wohl hauptsächlich weiter im Norden zu finden – und daneben ziemlich sehnige Rindfleischbrocken und zähe Schweineschnitzel, gefroren, in der Tüte. Werden Gerichte mit Fleisch verzehrt, so ist das Fleisch meist vom Lamm, Rind (als Gehacktes) oder eben vom Rentier. Oder es kommt, wie auch der Fisch, in ziemlich fragwürdiger Dosierung als Fleischteig oder Fischpudding daher.

Bei Obst und Gemüse ist die Auswahl, hier im Norden Norwegens, doch etwas eingeschränkt. Bananen, Äpfel, Birnen, Apfelsinen und Mandarinen sind noch kein Problem. Die Äpfel schmecken sogar ausgesprochen gut, alldieweil sie meist von norwegischen Kleinbauern stammen. Mickrig und meist unförmig, wie sie sind, würden sie in Deutschland wohl allenfalls in Ökoläden, auf keinem Fall aber in Supermärkten angeboten. Auf Værøy gibt es sie dagegen nur. Dabei entspricht der Preis in nordnorwegischen Supermärkten wohl in etwa dem von Ökoläden in Deutschland; soll heißen: die Preise sind haarsträubend. Weintrauben hat es zwischen

September und November in geraumen Mengen und in guter Qualität gegeben. Davon abgesehen war das Angebot an Früchten von Überraschungen geprägt: Hier eine Honigmelone, da ein Kokosnuß, hier ein paar Pflaumen (auch schon zu den Südfrüchten zählend), dort eine handballgroße Wassermelone. Und damit ist die Aufzählung der exotischen Früchte schon so ziemlich an ihrem Ende.

Beim frischen Gemüse ist die Auswahl ähnlich beschränkt. Standard sind Möhren, ein bis zwei Kohlsorten und Zwiebeln. Die Tomaten sind klein, wohlschmeckend und teuer. Dann gibt es noch regelmäßig frische Champignons. Bei fast allen anderen Dingen muss man auf die ebenfalls schweineteuren Tüten aus der Truhe zurückgreifen. Und auf viele Dinge muss man einfach verzichten – oder lange suchen. Der Norweger speist und trinkt eben anders als der Deutsche.

Kürzlich bin ich eine Viertelstunde zwischen den 10 Regalen des einen Supermarktes umhergeirrt und habe zwei bis drei Dinge ganz verzweifelt gesucht. Weiß man den norwegischen Namen, kann man sich ja helfen lassen. Aber leider haben die Sachen fast immer völlig unerratbare Namen. Erst suchte ich Dosenmilch. Sie heißt hierzulande Wikingmilch. Hätte man sich ja denken können im Land der Wikinger. Zwar ist die Kondensmilch wie bei uns in Dosen verpackt, aber die Verkäuferin konnte sich unter der direkten Übersetzung des Wortes Dosenmilch (Melk i boks?!) trotzdem nichts vorstellen. Die Suche nach Papiertaschentüchern (Tempos) endete damit, dass ich eine etwas kleinere Rolle Klopapier im Einkaufswagen hatte. Das Papier auf der Rolle war wirklich dazu bestimmt, für Taschentücher zu dienen; es war noch nicht einmal perforiert, weshalb ich mich später gefragt habe, warum ich nicht gleich beim Toilettenpapier geblieben bin. Und Gewürzgurken im Glas, die gibt es eben nicht. Dafür gibt es ja andere Dinge. Tran zum Beispiel. Oder Bier in Eineinhalb-Liter-Plastikflaschen, zum Sparpreis. Oder alkoholfreien Wein. Daneben allerlei seltsame Milchprodukte, von den verschiedenen teils süßlichen Ziegen- und Schafskäsen ganz zu schweigen.

Eine Imbissstube gibt es auf Værøy nicht. Wohl gibt es einen Kiosk, wo auch Bratwürstchen verkauft werden. Und dann ist da noch der zweite Supermarkt, der sich einfach „Supern„ nennt, und wo mittags gebratene Rippchen verkauft werden, stark gewürzt und im Geschmack dem Gyros nicht unähnlich. Und damit wären wir auch schon ziemlich nahe bei einem neuen Thema: dem Nachtleben.

Ein solches gibt es, wie wohl nicht schwer zu erraten war, auf Værøy nicht. Oder fast nicht. Es gibt eine Kneipe, wo sowohl Bier als auch andere Getränke, sogar Wiskey, verkauft werden – für hiesige Verhältnisse sogar zu recht erschwinglichen Preisen. Freitags und Samstags sammeln sich dort die Fischer, um einem sehr norwegischen Ritual nachzugehen: Sie kippen sich bis zum Rand ab. Einmal bin ich dort gewesen. Zum Wohl fühlen war es irgendwie nicht. Vielleicht war ich selbst nicht voll genug, um zu ertragen, dass jeder zweite den neuen Lehrer aus Deutschland mit einem Doktor verwechselte, dem man erst mal, natürlich unter dem Siegel der Verschwiegenheit, von seiner aktuellen Geschlechtskrankheit erzählte

– und dass jeder erste, kaum dass man ein norwegisches Wort mit dem schrecklich deutschen Akzent ausgesprochen hatte, Höflichkeit zeigend in ein Englisch mit schrecklich norwegischem Akzent verfiel. Ansonsten war es schon recht interessant: der rauchige Raum, die rauchigen Stimmen, die Jungen und Alten in bunter Mischung, allesamt mit gegerbten Gesichtern und manche mit rauschigen Bärten.

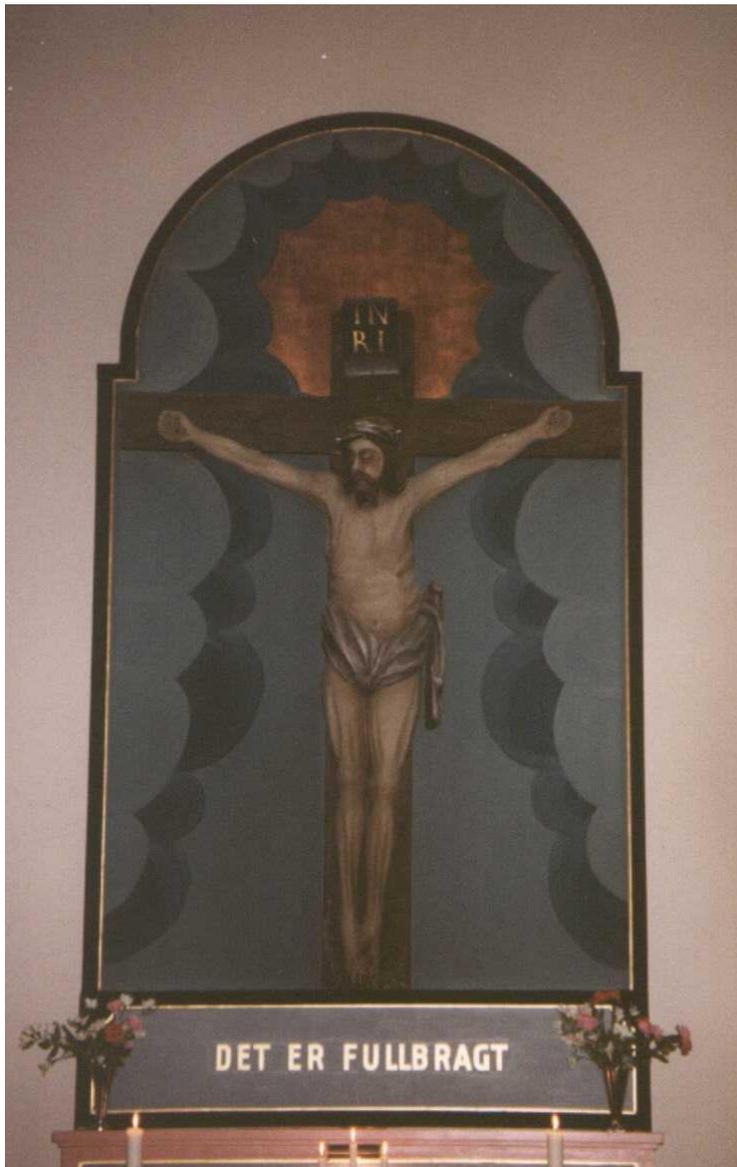
Nein, ein Nachtleben gibt es nicht. Obschon natürlich das gesamte Leben hier mehr und mehr zu einer Art von Nachtleben wird. Mittlerweile, Mitte November, geht die Sonne irgendwann um zehn auf und gegen zwei wieder unter. Wenn die Schule vorbei ist, um vier Uhr, ist es schon wieder dunkel. Hält man dann einen Mittagsschlaf, fällt das Aufstehen angesichts der Dunkelheit fast wieder so schwer, wie schon morgens um halb acht.

Das mehr gewöhnliche Nachtleben besteht darin, dass man sich gegenseitig mit der Tür ins Haus fällt. Überraschungsgäste sind keine wirkliche Überraschung. Man muss immer damit rechnen, dass irgend jemand kommt und es sich für ein bis fünf Stunden auf dem Sofa bequem macht. Ist man klug, kommt man dem zuvor und drängt sich anderen Leuten auf. Und feiert mit Tee, purem Kochkaffe und Keksen die Freizeit. ... Nebenbei: Nicht selten kam dabei, sicher wegen meiner Anwesenheit, vielleicht aber auch wegen der Versetzung nach Brüssel, das Gespräch auf Derrick. Ob Jung oder Alt, in Norwegen ist man Derrickfan. Dass Horst Tappert irgendwo in der Nähe eine Hütte haben soll, glaubt man in Oslo genauso wie in Bergen und auf Værøy. Irgendwo muss die legendäre Hütte, von der eigentlich keiner weiß, wo sie denn nun ist, ja sein. Und sicher in der Nähe. Es muss einfach so sein! Doch komme ich vom Thema ab. ... Man trinkt also Kochkaffe und isst Plätzchen. Wer nicht in der Kneipe sitzt und sich abkippt, ist nämlich mit großer Wahrscheinlichkeit entweder Abstinenzler oder wegen der vielen aufrechten Abstinenzler einfach nur um seinen Ruf besorgt. So erklärt es sich dann auch, dass von den knapp sechs Litern Bier, die ich für meine Geburtstagsfete mit 12 Personen besorgt hatte, am Ende fünf Liter übrig waren. Nur schwarzen Tee hatte ich nicht genug. Und die Flasche Wiskey, die ich vorsorgend mitgenommen hatte, war nach drei Monaten immer noch fast voll. Den Nordnorwegern scheint in diesem Bereich die Kultur der rechten Mitte zu fehlen.

Vorgestern hatten wir in der Schule eine Reihe von Veranstaltungen im Rahmen eines internationalen Antidrogen-Tages. Teil des Programms – das mir die Vorbereitung von fünf Stunden ersparte, auch ein Aspekt – waren zwei Konzerte mit kabarettistischen Einlagen des nordnorwegischen Popmusikers Hans Inge Fagervik. Die erste Aufführung fand in der hinternkalten Sporthalle der Schule statt, der Planung entsprechend vor den Schülern der Klassen 8 bis 10, alles in allem 20 'Stück'. Selbst Fagervik, einer der Musiker mittleren Ranges in Norwegen, dürfte schon vor größerem Publikum gespielt haben. Immerhin waren auch noch drei Lehrer anwesend.

Das zweite Konzert hat mich dann noch mehr beeindruckt. Es fand in der Kirche statt! Und das Publikum, diesmal sicher fünfzig Menschen, war

zwischen sechs und achtzig Jahren alt. Eine solche Streuung gibt es auf Popkonzerten in Deutschland nur selten.



Hier leidet Jesus wirklich

Die neue Kirche auf Værøy ist im übrigen ein Thema für sich. Ich bin ein paar Mal in Gottesdiensten gewesen, schon um mich an dem Dialekt des Priesters mit dem seltsamen Vornamen Sjur zu erfreuen, der aber auch hervorragende Predigten zu halten in der Lage ist. Ein sympathischer Mensch im übrigen, Vater von vier Kindern und Gatte einer meiner Kolleginnen. Am beeindruckendsten fand ich aber das Altarbild der Kirche. Geschaffen in Notzeiten gegen Ende des einzigen Krieges, der im norwegischen Selbstbewusstsein eine Rolle spielt – also des Zweiten Weltkrieges – handelt es sich um ein schlichtes Holzkreuz mit einem Leib Jesu dran. Das alles vor blauem Hintergrund.

Noch nie habe ich eine Darstellung der Kreuzigung gesehen, bei der Jesus so tot aussieht, wie auf dieser. Eine bis an die Grenze des guten Geschmacks realistische Darstellung, die aber nun verschrottet und durch ein neues Kunstwerk ersetzt werden soll. Schade eigentlich. Irgendwie mag ich dieses Altarbild. Ihm fehlt die Heroik, die von so vielen Darstellungen der Kreuzigung ausgeht; die muskulösen Idealkörper, die rosigen Wangen, die vollen Züge. Es hat den Anschein als habe der Künstler, der das Kreuz der Kirche auf Værøy unter Sparzwang geschaffen hat, in den Zeiten des Zweiten Weltkrieges besser als die meisten seiner Vorgänger das Angesicht des Todes gekannt.

Eine alte Kirche gibt es auf Værøy auch noch. Die älteste Kirche der Lofoten sogar, importiert von einer anderen Insel und gelegen in der kleinen Ortschaft Nordland. Sie ist dem nächsten Eiland der Lofoten, dem

Berg Mosken, der steil und unbewohnbar aus dem Meer ragt, am nächsten gelegen. Auch in dieser alten Kirche, die ich bei einer Messe in Benutzung erleben durfte, gibt es etwas, das keinem ‚Værøyvæinger‘, wie sich die Einwohner der Insel selbst nennen, außer mir zu gefallen scheint: ein alte Orgel. Noch mit Blasebalg betrieben, gibt sie scheppernde Töne von sich. Doch dem schlichten Kirchbau mit der russisch anmutenden Kuppel gibt das Instrument eine ganz eigene Atmosphäre. Die Orgelklänge treiben durch den Raum und erwecken den auf Værøy seltenen Eindruck kultureller Tradition.



Alles irgendwie schief: Die alte Kirche

## Teil VIII: Der Staat auf Værøy

Es gibt viele Orte auf der Welt, wo es regnen kann. Meist wird man dabei von oben nass, und oft kann man sich mit einem Schirm schützen. Auf Værøy jedoch wird man von der Seite nass, und einen Schirm aufzuspannen kann man gleich vergessen, wenn man mehr als einmal Freude daran haben will. Der Wind treibt die Tropfen derart vor sich her, dass sie sich beim Aufprall auf der Haut wie Hagelkörner anfühlen. Dabei ist das Wetter, wie zumeist an der See, sehr wechselhaft: Eindrucksvolle Wolkenbilder treiben dabei immer wieder über den Himmel.



Berge, Wolken, Meer: Impression

Heute war ich in der öffentlichen Bibliothek der Gemeinde. Der Weg dorthin war beinahe spannend: Immerhin musste ich nicht kriechen, um mich auf der Straße halten zu können! Man legt sich einfach in den Wind und hofft, dass er nicht plötzlich nachlässt. Von der Seite hat es mir in die Ohren geregnet, vielmehr in das rechte Ohr – das linke ist auf dem Hinweg trocken geblieben. Das Stadthaus sieht von innen recht ordentlich aus, jedenfalls im Vergleich zur Fassade aus Wellblech. Neben dem Bürgermeister und der Kommunaldirektorin haben hier das Finanzamt, eine Kulturbeauftragte und der einzige Arzt der Insel ihre Räumlichkeiten. Die Bibliothek, die der Beauftragten für Kultur untersteht und dreimal in der Woche zwei Stunden geöffnet hat, ist aufgeräumt und gut besucht. Vor allem von Kindern. Sogar einen kostenlosen Zugang zum Internet gibt es hier. Und Videos kann man ausleihen! Das Sortiment an Filmen ist zwar nicht gerade groß, aber wenn man etwas Zeit mitbringt, kann man per Fernleihe kostenlos Spielfilme aus dem ganzen Regierungsbezirk bestellen.

Mit öffentlichen Geldern werden auf Værøy neben der Verwaltung noch das Einwohnermeldeamt, zwei Kindergärten, eine Schule, ein Altenheim, die Kirche und eine kleine Polizeistation betrieben. Die Verwaltung kennzeichnet sich durch ihre Bürgernähe – was Wunder auf einem Flecken, wo sich fast jeder mit Vornamen kennt! Ich weiß nicht, wie oft ich im Laufe der vergangenen Monate mit mehr oder minder kleinen Wehwehchen dort gewesen bin. Jedenfalls hat man mir immer geholfen. Sogar ein Bett hat man bestellt: Bei meiner Ankunft im August wurde mir, in dem Wissen, dass ich nicht mit mehr als zwei Koffern anreisen konnte,

freundlicherweise eine Liegestatt zur Verfügung gestellt. Sie war jedoch eine gute Armeslänge zu kurz. Deshalb schlafe ich mittlerweile komfortabler als je zuvor. Dass die Verwaltung in Nordnorwegen nur so im Geld schwimme, wie es von Neidern im Süden des Landes gerne behauptet wird, kann ich trotzdem nicht bestätigen. Sobald es um die etwas größeren Dinge geht, ist das Geld hier genauso knapp wie überall sonst in der westlichen Welt: Der Zoff um die Finanzierung einer Reparatur im Schwimmbad der Schule hat mich doch sehr an die Verhältnisse in Deutschland erinnert. Und nun, zu Beginn des Advents, hat der Kommunalrat sich dazu hinreißen lassen, für das nächste Jahr drei volle Lehrerstellen an der Schule zu streichen. Zwei weitere Klassen sollen dann zusammengelegt werden.

Das Einwohnermeldeamt muss man kennen, sonst findet man es nicht. Als ich meine Aufenthaltserlaubnis beantragen wollte, beschrieb man mir den Weg: in der Nähe des Fähranlegers, auf der rechten Seite, in dem gelben Haus. Ich fuhr also auf dem Rad durch Wind und Regen Richtung Kai und fand auf der rechten Seite der Straße – drei gelbe Einfamilienhäuser, die alle recht nahe beieinander lagen. Ich habe dann bei jenem Haus an die Tür geklopft, das am wenigsten einladend aussah und war prompt am richtigen Ort.

Drei Polizisten und einen richtigen Pfarrer gibt es auf Værøy. Genau genommen gibt es zwei Priester, aber den einen Geistlichen kann man hier, wo es um die Angestellten der öffentlichen Hand geht, mal vernachlässigen: Er predigt gratis für eine der Missionskirchen. ‚Richtige‘ Priester sind dagegen in Norwegen Staatsangestellte; denn die Kirche ist eine Staatskirche; wie in Deutschland, nur dass dort das Grundgesetz etwas anderes behauptet. Sowohl die Sheriffs als auch der Hirte müssen nicht nur auf Værøy auf ihre schwarzen und weißen Schafe aufpassen, sondern sie haben auch auf der Vogelinsel Røst die Oberaufsicht. Zwar gibt es auf Røst einen Pfarrvikar – ein Deutscher sogar – aber der Chef lebt auf Værøy.

Die Aufgaben der drei Polizisten lagen für mich anfangs etwas im Dunkeln. Drei Gesetzeshüter auf einem Eiland wie Værøy, das schien doch etwas zu viel zu sein. Mittlerweile ist mir klar geworden, dass es unter dem Deckmantel der nördlichen Einsamkeit, die so viele Touristen auf die Lofoten zieht, ziemlich turbulent zugehen kann. Schlägereien, Vandalismus, Drogenkriminalität, Verkehrsunfälle – das alles gibt es auch auf den Lofoten. Und gerade der Drogenkonsum ist im Norden sogar höher als in den hübschen Dörfern und Städten Südnorwegens. Erst vor einiger Zeit hat man auf Værøy die mit über 100 Gramm Haschisch größte Beschlagnahmung der Geschichte der Lofoten erlebt. Die Fischerei, von der man hierzulande lebt, ist ein hartes Geschäft; der Norden ist das Land der Arbeiter. Von der Landwirtschaft oder von moderner Industrie kann man hier nur an wenigen Orten leben und die Ölförderung ist noch nicht so weit nach Norden vorgedrungen. Die Gesellschaft auf Værøy ist eine Männergesellschaft – vielleicht gerade weil die Männer so selten hier und so oft auf See sind; von Wind, Wetter, Seegang und harter Arbeit geprägt

sind die Gesichter; roh und offen sind die Umgangsformen. Im Negativen wie im Positiven.



Fischerei: das sieht nicht immer schön aus

Das prägt auch die Arbeit in der Schule. Auf gut hundert Schüler kommen vierzehn Lehrer. Ein gutes Verhältnis, möchte man in Deutschland denken. Die größte Klasse, die fünfte, umfasst gerade mal achtzehn Kinder. Allerdings hat nur etwa die Hälfte der Lehrer eine volle Stelle, und etwa ebenso groß ist die Quote derer, die keine Ausbildung haben. In Nordnorwegen kann jeder Lehrer werden. Selbst ich, der Student aus Deutschland, der gerade mal das Studium hinter sich, das Referendariat aber noch vor sich hat. Man muss nur bereit sein, Kinder von der ersten bis zur zehnten Klasse und in allen denkbaren und undenkbaeren Fächern zu unterrichten.

Denn in Norwegen gehen Kinder zehn Jahre zur Volksschule. Eine innere Differenzierung – nach Leistung – wie es sie selbst in den deutschen Gesamtschulen gibt, ist schon seit Langem abgeschafft. Alle Jugendlichen haben das Recht, nach dem Abschluss der Grundschule eine Oberstufe zu besuchen. Gleichheit wird in Norwegen, der nach dem finanziellen Zusammenbruch Schwedens einzigen kommunistischen Demokratie der Welt, groß geschrieben; der Ölsegens macht's möglich.

Doch verdeckt die nominelle Gleichheit die Unterschiede. Neben der Mehrheit der Kinder mit durchschnittlichen und einigen mit überdurchschnittlichen Leistungen gibt es solche, die nicht lesen oder nicht

schreiben können, Kinder mit Entwicklungs- oder Verhaltensstörungen, mit Behinderungen, und es gibt sogar ein autistisches Kind. Allein diese Mischung verlangt dem Lehrer einiges ab, und in der Praxis führt sie meist zu einer Orientierung des Unterrichts an den Schwachen. Die starken Schüler langweilen sich derweil, denn man kann es nur schwer allen recht machen. Immerhin ist das norwegische Schulsystem in den letzten Jahren stark reformiert worden, so dass jetzt neben den alten Unterrichtsformen (Tafelunterricht, Frontalunterricht, gelenktes Gespräch) vermehrt neue Methoden in den Schulalltag einbrechen: So ist zum Beispiel vorgeschrieben, dass ein Drittel der Unterrichtszeit für Projektunterricht und fächerübergreifendes Arbeiten an gemeinsamen Themen eingesetzt werden soll. Auch sind Lehrer in Norwegen weniger als in Deutschland Einzelkämpfer. Man arbeitet im Team und ist auch nicht immer in einer Klasse allein.



Meinereiner bei der Adventsfeier der Mittelstufe

Ich selbst habe in den vergangenen Monaten Deutsch, Politik, Erdkunde, Biologie, Physik, Sport, textiles Gestalten/ Kunst, Tischlern, Verkehrskunde, Englisch, Norwegisch und Mathematik unterrichtet, meist in den oberen drei, sowie in der fünften Klassen. Aus meinem Studium habe ich dabei höchstens pädagogisch geschöpft. Bei den Fächern musste ich mich erst in die Lehrpläne und dann in die Fachbücher einarbeiten; und im Unterricht haben mir neben der Teamarbeit mit den Kollegen vor allem Erinnerungen an die eigenen Schul- und Kinderjahre und gute Beziehungen geholfen. Nicht selten habe ich Bekannte angerufen und um Tipps gebeten. – Es ist eben nicht leicht, von heute auf morgen in so

vielen verschiedenen Fächern und in einer fremden Sprache seinen Berufsstart hinzulegen.

Etwas gewöhnen musste ich mich auch an den Umgangston. Seit den siebziger Jahren ist die höfliche Anrede (Sie) praktisch aus dem Sprachgebrauch der Norweger verschwunden. Dementsprechend wird man auch als Lehrer mit dem Vornamen angesprochen: von den Kollegen, von den Eltern und von den Schülern. Nun gibt es auch im Englischen nur das You. Aber dass der Nachname so gar keine Rolle mehr spielt, ist wohl schon typisch für Norwegen – und vielleicht sogar hier nur ein Kennzeichen des dörflichen Lebens. Der Arzt, Dr. Brunjulf Barexstein, der selbst aus Aarendal an der Südküste des Landes stammt, erzählte mir, dass er in der erstens Zeit zwischen verdutzt und verärgert reagiert habe, wenn ihn fremde Leute anriefen und fragten, ob sie mit Brunjulf sprechen könnten.

Das langgestreckte steinerne Schulgebäude stammt aus den fünfziger Jahren. Als ich meine Stelle antrat, sah es sowohl von Außen als auch von Innen so aus, als ob seit jenen Tagen wenig Geld in Renovierung und Einrichtung gesteckt worden sei. Alles sah verkommen aus, und manche Räume rochen auch so. In den letzten Monaten hat sich einiges getan. An mir hat es allerdings weniger gelegen; meine Anwesenheit war wohl eher selbst ein Zeichen für den Neuanfang, den eine junge Schulleitung nun geplant und begonnen hat. „RIV – Ringer i vann„ (Ringe im Wasser) heißt das Projekt, das die neue Rektorin Sølvi Schwank in Bewegung gesetzt hat: Wie ein geworfener Stein im Wasser Wellen über einen ganzen See treiben kann, so soll die Schule positive Wellen durch die Gemeinde treiben. Grundgedanke ist, dass hässliche Worte eine negative Stimmung und weitere böse Worte, lobende Worte aber eine positive Stimmung und weitere gute Worte nach sich ziehen. Durch positive Aktivität und eine positive Grundeinstellung der Lehrer und nach und nach auch der Schüler soll die Schule ein Zentrum der Gemeinde werden.

Es soll eine Atmosphäre des Vertrauens geschaffen werden, an einer Schule, deren Alltag bislang vom Misstrauen und von schlechter Zusammenarbeit zwischen Eltern und Lehrern geprägt war und natürlich von Konflikten zwischen den Schülern. Und wirklich ist im letzten halben Jahr vieles in Bewegung gekommen. Neue Hausmeister haben Wände gestrichen, Schäden ausgebessert. Neue und alte Schüler und Lehrer haben Projekte gestartet: ein Schullogo, eine Schülerzeitung, eine Naturschule, Freiarbeit, Wandertage, eine Kantine, offene Türen, ein unabgeschlossener Computerraum und eine Tischtennisplatte, für welche die älteren Kinder selbst verantwortlich sind, etc. – Man beginnt die bislang letzte große staatliche Reform der Lehrpläne, die sogenannte L97, umzusetzen. Vieles kann noch getan werden. Aber das erste Stücke eines langen Weges ist man gegangen. Mir selbst hat dieser Prozeß ebenfalls geholfen. Nicht nur konnte ich mich hier einbringen: Schließlich hieß Pädagogik studieren in Münster für mich, Reformideen zu reflektieren.

Ich hatte auch immer ein wenig das Gefühl: Du bist hier nicht der einzige Anfänger! Das konnte mir zwar über die psychischen Belastung durch die Probleme mit aufsässigen Kindern, mit dem fremden Dialekt, der fremden Kultur und durch das Heimweh nicht hinweg helfen. Doch letztere Probleme haben sich mit der Zeit abgebaut, während man sich auch nach drei Monaten Berufspraxis noch oft als Anfänger fühlt: Die hilfreichen Routinen, z.B. beim Stellen von Klausuren, fehlen noch. Man ist angreifbarer und hat eine dünnere Haut. Da hilft es, wenn es anderen auch so geht. So gesehen ist das deutsche Referendariat vielleicht keine schlechte Einrichtung.

## **Teil IX: Land und Leute**

Durch die Luft segelt eine Schieferplatte, die sich gerade vom Dach gelöst hat. Ich stehe im Gymnastiksaal und sehe aus dem Fenster. Es ist die fünfte Stunde. Ein paar Schüler sitzen noch am Weihnachtsexamen: einer vorweihnachtlichen Prüfung für die Jugendschule, also die oberen drei Jahrgänge (bei uns Mittelstufe); ein Test für die Abgangsprüfung der zehnten Klasse, der daher auch 'Zehnxamen' (Tentamen) genannt wird. In der Halle ist es kühl; die Heizung funktioniert schon seit langem nicht mehr richtig. Am Gebälk zerrt der Orkan, lässt wüste Laute durch die Halle dringen, und bei einem Blick durchs Fenster sieht man die Autos in den Sturmböen schaukeln. Als nächstes geht das Licht aus. Doch weil es erst Mittag ist und die schweren Wolken nur in Fetzen über den Himmel treiben, dringt zumindest trübes Licht durch die Glaswand in die Halle.

Zwei Stunden später sitze ich bei einer Besprechung im Lehrerzimmer. Zwei Kerzen schaffen ein Stimmung, die so richtig zum Advent passen würde, wäre da nicht die Erinnerung an den Jungen, den der Wind von den Beinen geholt und dem er eine Rippe gebrochen hat. Der Orkan hat mittlerweile nachgelassen.

Die Nebelwände, die der Wind aus der aufgeschäumten See gerissen und über die Siedlung hinweg getrieben hat, so dass jetzt alle Fenster mit einem weißen Schleim überzogen sind, verschwanden so schnell, wie sie gekommen waren. Auf dem Sportplatz liegt eines der Tore im Zaun verkeilt; vor einer Stunde ist es noch auf dem Feld herum gewirbelt. Ansonsten halten sich die Schäden in Grenzen. Selbst der beleuchtete Weihnachtsbaum steht unberührt vor dem Stadthaus: Darauf ist man auf Værøy stolz. Hier ist man nicht so schnell klein zu kriegen wie in Bodø, wo der Sturm zwei von drei Weihnachtsbäumen umgelegt haben soll. Für die Menschen auf Værøy war es ein leichter Orkan, wenn es denn leichte Orkane geben kann. Er hat ja kaum zwei Stunden gedauert. Wie oft hat man hier schon ein oder zwei Tage sein Haus im Wind beben spüren. Zwar kommt noch kein Strom aus der Steckdose, und keiner weiß wie lange er fehlen wird; aber der Strom, der über ein Seekabel von den

Lofoten nach Værøy geleitet wird, fällt ja auch manchmal an windstillen Tagen aus.

Strom- und Wasserversorgung sind auf Værøy weniger selbstverständlich als an anderen Orten Norwegens. Immer wieder versiegt das Wasser in den alten Leitungen, die seit Jahren immer nur repariert aber nie umfassend erneuert wurden. Ein Leck nach dem anderen sorgt für Überraschungen und hält die Handwerker in Arbeit. Die Bevölkerung ist geduldig. Man kommt auch ohne regelmäßig fließendes Wasser aus. Meistens. Kürzlich hatte ich mich gerade zum Rasieren eingeseift, als das Leitungswasser mit einem gequälten Blubbern versiegte. Das ist dann schon ärgerlich!

Heute sitzt ich im Salon Ilse und lasse mir von der gleichnamigen Friseurin, der einzigen auf der Insel, einen Haarschnitt verpassen. Über eine Woche musste ich auf einen Termin warten. Vor Weihnachten laufe das Geschäft gut, sagt Ilse. Der Salon ist eine kleine Hütte an der Hauptstraße, die entfernt an eine umgebaute Garage erinnert. Das mit der Hand gemalte Namensschild liegt vor dem Eingang auf dem Boden. Man hatte es wohl vor dem Sturm in Sicherheit gebracht. Ilse erzählt, dass ihr die Probleme mit dem Wasser langsam auf die Nerven gehen. Dass sie gestern nach dem Orkan eine erst zur Hälfte frisierte Kundin nach Hause schicken musste, weil man plötzlich im Dunkeln gesessen habe – damit könne sie leben. Aber es sei schon ärgerlich, wenn das Leitungswasser gerade in dem Augenblick versiege, wo man den Schopf eines Kunden mit Shampoo oder Färbung einseife. Das sei ihr vor einer Woche passiert. Mit Mühe und Not habe sie sich aus der misslichen Lage befreien können: Auf Værøy gibt es drei oder vier Familien, die über eigene Brunnen verfügen. Ilse hatte bei der Zweiten Glück und ist dann kurzerhand mitsamt ihrer Ausrüstung und der Kundin umgezogen. Aber es sei ihr schon peinlich, wenn sie ihren Kunden die Benutzung einer Dusche bei anderen Leuten vermitteln müsse, sagt sie.

Julebord. Das ist eine norwegische Tradition, die man etwas frei als ‚Weihnachtsgelage‘ übersetzen könnte; eigentlich Weihnachtsessen. Vom größten Fischereibetrieb auf Værøy erzählt man sich, dass die Angestellten sich am Tag danach noch nicht einmal daran erinnern konnten, wo das Besäufnis überhaupt stattgefunden habe. Obwohl es natürlich nicht viele Orte gibt, die dazu geeignet wären.

Das Weihnachtsessen wird von praktisch allen Betrieben und eben auch von unserer Schule abgehalten; die Mehrheit der Abstinenzler im Kollegium hat allerdings für einen recht gesitteten Ablauf gesorgt: In festlicher Kleidung traf man sich im alten Pfarrhaus, heute das einzige Gasthaus auf Værøy, in der kleinen Ortschaft Nordland. Zwanzig Kilometer mögen es von diesem nördlichsten Punkt Værøys über das Wasser bis nach Å, dem südlichsten Dorf der Insel Moskenes sein. Dazwischen ragt aus dem Moskenstraum, einem der stärksten Gezeitenströme der Weltmeere, der schon im Werk Jule Vernes Erwähnung fand, die unbewohnte Klippe Mosken. Das alte Pfarrhaus, wo wie an so vielen Orten

auf Værøy ein Gespenst umgehen soll, ist vor einigen Jahren im alten Stil mit viel Holz renoviert worden. Allzu viele Touristen haben, trotz der einmaligen Kochkünste der Wirtin, zwar noch nicht dorthin gefunden, aber das gilt ja ebenso für die ganze Insel, die allenfalls von einigen Rucksacktouristen auf der Fährrückfahrt nach Bodø gestreift wird.

Unser Julebord bestand, woraus in Norwegen fast überall alle Weihnachtsessen bestehen: ‚Pinnekjøtt‘ (Knochen vom Lamm, an denen etwas Fleisch hängt und die auf Birkenzweigen gedünstet werden), gebratene Rippe vom Schwein, Kartoffeln und Gemüse. Als Nachtisch dann Grøt (wörtlich Brei, eigentlich aber Milchreis mit Erdbeersoße) und Vanillepudding. Dazu, wenn man sich dem Alkohol nicht versagte, Weihnachtsbier, das ähnlich dem deutschen Glühwein mit Kräutern versetzt ist, etwas süßlich schmeckt, aber kalt serviert wird. Und Kognak oder Aquavit.

Als Höhepunkt des Abends erwies sich jedoch die Geschenklotterie: Jeder Kollege hatte vor dem Abend die Aufgabe eine kleines Geschenk im Wert von bis zu fünf Mark möglichst geheimnisvoll einzupacken und zum Weihnachtsessen mitzubringen. Dort wurden Lose verteilt: fünf Stück pro Person. Die Geschenklotterie erwies sich schon nach kurzer Zeit als ziemlich fiese, aber auch ausgesprochen lustige Angelegenheit. Denn das Spiel war nicht etwa aus, nachdem alle Geschenke einen Besitzer gefunden hatten. Vielmehr war es erst zu Ende, als keine Lose mehr übrig waren. Bis dahin gab jedes gezogene Los das Recht, ein schon vergebenes Geschenk zu stibitzen. Da ging es dann ziemlich hoch her. Jeder zweite versuchte, seine Beute möglichst gut zu verstecken, während alle anderen dies mit Adлераugen verfolgten, um die Mogler bei Gelegenheit enttarnen zu können. So kam durch die Lotterie – wie bei allen Spielen – das wahre Antlitz der Menschen zum Vorschein: die Gier, der Neid, das Mißtrauen und der fehlende Respekt – auch die Rektorin konnte nicht auf Rücksicht hoffen.

Oft bin ich in den letzten Wochen gefragt worden, was für ein Menschenschlag die Nordnorweger seien. Als ob man eine solche Frage grundsätzlich beantworten könne. Je weiter man nach Norden kommt, desto verschlossener seien die Leute, heißt das deutsche Klischee, das in Deutschland auch stimmen mag. Was Skandinavien betrifft, habe ich dagegen schon oft das Gefühl gehabt, dass man desto weiter nach Süden kommt, je weiter man nach Norden fährt. So stürmisch und wechselhaft wie das Wetter scheinen auch die Leute zu sein. Zwar drängen sie sich dem Fremden nicht auf, wie es wohl in Frankreich oder Spanien der Fall wäre; aber wenn du dich ihnen aufdrängst, bist du willkommen. Man besucht sich unangekündigt und erwartet dass auch der Fremde das tut. Fällst du mit der Tür ins Haus, teilen sie mit Freude ihren Kaffee oder backen spontan Pizza. Förmliche Einladungen mögen sie nicht; allerdings bin ich oft förmlich dazu eingeladen worden, doch mal uneingeladen vorbeizuschauen. Richtige Einladungen sind mit der Verpflichtung verknüpft, etwas Ungewöhnliches auf den Tisch zu bringen. Und das mag man hier nicht. Statt dessen teilt der Gast seine Bescheidenheit mit den

Gastgebern. Man wohnt schließlich in einem kargen Landstrich. Dass die Menschen im Norden verschlossener seien als im Süden – dieses Klischee kann ich nicht bestätigen.

Allerdings habe ich den Eindruck, dass sie schon ein bisschen seltsamer sind. Mein Nachbar Jon kommt aus Alta, nahe der russischen Grenze; ich habe ihn schon einmal erwähnt. Nach einer Ausbildung zum Fliesenleger und einigen Jahren Arbeit bekam er Ischias. Also besuchte er die Lehrerschule. Um sein Studium zu finanzieren, hat er als Türwächter vor einem Nachtclub gearbeitet – und so sieht er auch heute noch aus: eben der Bodybuildertyp mit kahlem Kopf, Tätowierungen und Piercings in der Brust. Nach Værøy ist der Hobbytaucher wegen der Flora und Fauna gekommen, die hier unter der Wasseroberfläche viel reicher ist als darüber. Auch die meterhohen Korallen nahe der Küste sind noch nicht alle von der schweren Ausrüstung der Fischerboote zerstört worden. Unter den Kollegen in der Schule, die aus vielen Teilen des Landes stammen, kommt keiner so weit aus dem Norden wie Jon. Viele sind aus dem Süden hierhin ausgewandert. Für manche ist Jon deshalb ein typischer Nordnorweger. Er hat ständig einen markigen Spruch, Flüche oder Schimpfworte auf den Lippen, ist aber ansonsten recht umgänglich. Im übrigen ist er äußerst extrovertiert. Steht praktisch immer im Mittelpunkt. Ständig erzählt er Geschichten aus seinem Leben, die meistens von mehr oder weniger verrückten Leuten handeln. Oder von Sex und perversen Typen. Außerdem ist er Anhänger der Arbeiterpartei, was man auf Værøy, wo die Hälfte der Bevölkerung die christliche Volkspartei unterstützen, mit leichter Verärgerung zur Kenntnis nimmt. Unter den Schülern ist der Mann beliebt.



Jon, Tove und der Sheriff

Aber nicht alle Nordlichter sind wie Jon: Ich bin beim Arzt zu Besuch. Nicht weil ich krank wäre. Sondern weil sowohl Dr. Barexstein als auch seine Freundin begeisterte Wanderer sind. Wie ich. Mehrmals bin ich den beiden in den letzten Wochen auf den Bergen begegnet. Deshalb haben sie mich spontan zum Abendessen eingeladen. Gebratenen Fisch hat es gegeben. Nun sitzen wir im tiefen Sofa, trinken guten schwarzen Tee (guter Tee ist in Norwegen eine Seltenheit – die meisten Teesorten sind aromatisiert) und sehen Videoaufnahmen aus vergangenen Urlauben in der Gegend südlich von Stavanger. Die Landschaft dort erinnert an Dänemark: kilometerlange Sandstrände und Dünen.

Scheu drückt die Katze sich um uns herum. Ein Fremder ist im Haus. Ist man unter sich, verhält die Katze sich wie ein Hund. Springt Stöcken hinterher und apportiert sie zum Herrchen. Die Barexsteins gehören zu den Zugezogenen. Eigentlich wollten sie maximal ein Jahr hier verbringen. Aber Værøy hat sie gefangen genommen. So geht es der Hälfte meiner Kolleginnen auch, ob sie wie die der Doktor aus Aarendal, aus der Telemark oder aus Asker hierher gekommen sind. Anders als der Arzt hatten allerdings die meisten einen handfesten Grund auf die Insel zu ziehen: einen Mann. Was ihnen hier gefällt? Die Ruhe. Die Stille. Die Zeit. Das unter sich sein. Die Landschaft. Das Meer. Sicher auch die Menschen, ihre Offenheit.



Brunjulf und ich

Nordnorwegen ist schon seit über hundert Jahren eine Durchgangsstation zwischen Zu- und Abwanderung gewesen. Zehntausende sind im letzten Jahrhundert nach Amerika, aber Tausende sind auch nach Nordnorwegen

ausgewandert, wo immer einige Flecken kargem Landbau Platz boten, wo viele wertvolle Metalle entdeckt und geschürft wurden und wo die Industrialisierung sich langsamer vollzog. Seit der Mitte dieses Jahrhunderts sinkt die Einwohnerzahl Nordnorwegens. Ganze Landstriche und Ortschaften sind schon entvölkert worden. Aber es gibt noch immer viele Menschen, die vom Süden in den Norden ziehen. Von den Gastarbeitern, die im Winter aus Spanien Richtung Lofoten anrücken ganz zu schweigen.

Auch auf Værøy wurde seit den fünfziger Jahren eine der Ortschaften ganz entvölkert: Mostad lag in der südlichsten Bucht der Insel, die Richtung Osten gewandt und ganz eingeschlossen war von bis zu fünfhundert Meter hohen Felswänden. Die Sonne war hier selbst im Sommer nur morgens zu sehen. Ein kümmerlicher Talgrund, wo um die Jahrhundertwende rund 150 Menschen noch nahezu so lebten, wie man wohl auch vor 3000 Jahren hier gelebt haben könnte. Aus dieser Zeit wurden vor einigen Jahren Felszeichnungen in einer Höhle nahe Mostad entdeckt. Die Wiesen im Tal und auf dem Bergrücken ernährten einige Schafe und die eine oder andere Kuh. Im Herbst kletterten die Menschen in den Felswänden herum, um auf den wenigen steilen Grasnarben Heu für den Winter zu mähen. Im übrigen war die Fischerei Lebensgrundlage, ergänzt um die Suche nach Vogeleiern und die Jagd auf Papageientaucher, norw. Lundefugl. Letztere gaben zwar nicht viel Fleisch, konnten jedoch mit Hilfe von eigens zu diesem Zweck gezüchteten Lundehunden in großer Menge gefangen werden, ohne dass der Bestand damals gefährdet worden wäre. Noch heute nisten rund 30.000 Paare in den Vogelfelsen auf der Mostad abgewandten Seeseite Værøys. Die Jagd ist heute verboten, weshalb auch nur wenige Einwohner hinter vorgehaltener Hand zugeben, dass sich das Fleisch schon mal getestet haben.

Dass in Mostad nicht leicht leben war, kann man in der Geschichte von Magda nachlesen, die vor der Jahrhundertwende von Moskenes nach Mostad übersiedelte und deren Leben in einem kleinen, seit langem vergriffenen Roman von Pål Espolin Johnsen emphatisch beschrieben wurde: Fast jedes Jahr kamen Fischer, meist relativ junge Männer, auf dem Meer um. Sie ruderten hinaus und kamen nie wieder. Oft nahm sie der Sturm, aber nicht selten war die Ursache des Unglücks unbekannt. Andere Menschen stürzten aus dem Abhang vierhundert Meter in den Tod oder wurden von der Tuberkulose dahingerafft. In Mostad war der Tod über Jahre allgegenwärtig. Erst in den dreißiger Jahren ließ der Fluch nach. Den zweiten Weltkrieg hat man in Mostad fast nur durch angetriebene Seeminen zu spüren bekommen; zwar waren auch auf Værøy drei bis vier Besatzer stationiert, aber bis nach Mostad sind sie nur selten vorgedrungen.

Als nach dem Krieg noch immer kein Hafen für Mostad gebaut wurde, packten die Bewohner im Laufe weniger Jahre ihr Hab und Gut zusammen, schraubten ihre Hütten auseinander und setzten das eigene Heim im Norden Værøys wieder zusammen. Heute stehen in dem Dorf, das man von Nordland aus über einen Pfad nach drei Stunden Wanderung erreichen

kann, nur noch zwei Hütten aus jenen Tagen. Auch auf Værøy insgesamt geht die Bevölkerungszahl zurück, langsam aber stetig. Zwar sind die verbliebenen Fischereibetriebe und die Lachsfarm Goldgruben, aber solche Unternehmen lassen sich mit immer weniger Menschen betreiben.

Gleichzeitig hat der Tourismus, der anderswo auf den Lofoten ständig im Auftrieb ist, Værøy bisher links liegen lassen, sicher nicht zuletzt wegen der schlechten Fähranbindung. Zwar werden auch hier einzelne Fischerhütten vermietet und Bootstouren zu den Vogelfelsen angeboten. Aber Vogelfanatiker werden eher von der flachen Vogelinsel Røst angezogen. Gleichzeitig hat Værøy nicht überall jene Idylle zu bieten, die so viele Rucksacktouristen auf die Lofoten lockt: Hier liegen die Wracks der alten Lachsfarm rostend am Strand, die Fischereibetriebe geben der Insel eine industrielle Atmosphäre und auf dem zweithöchsten und landschaftlich schönsten Berg steht eine massige Radarstation der NATO. Der Berg wird daher einfach Nato'n genannt.

Wer sich etwas Zeit nimmt, findet jedoch auch viele schöne Plätze. Besonders erwähnenswert ist ‚der Strand‘, norw. Stranden oder im Dialekt Strainja. Er liegt in einer fast genau nach Süden gerichteten Kerbe im Natoberg, ist umgeben von senkrechten Felsstürzen und (außer über waghalsige Kletterpfade – wo schon Menschen in den Tod gestürzt sind) nur mit dem Boot erreichbar. Im Sommer werden über dem feinen Sand, afrikanische Temperaturen, im letzten Sommer bis zu siebzig Grad (in der Sonne), gemessen. Zwar sind Sandstrände auf den Lofoten, die so steil aus dem Nordmeer ragen, gegen alle Erwartungen keine Seltenheit, jedoch ist der Sand nur selten so fein wie hier. An anderen Stellen besteht er aus grob gemahlener Korallen, was zwar hübsch aussieht, sich aber barfuß ziemlich unangenehm anfühlt.



Stranden

Von den wenigen deutschen Touristen, die sich bisher nach Værøy verirrt haben, sind übrigens in den letzten Jahren gleich zwei bei Bergtouren drauf gegangen. Haben sich wohl verirrt oder ihre Fähigkeiten überschätzt. Mich hat man mit diesen Geschichten über Monate aufgezogen. Als das norwegische Goethe-Institut einen Fotowettbewerb für die Schulen ausschrieb, in dem es darum ging, was Norweger für typisch deutsch hielten (Beispiele waren bayrische Biersäufer, man dachte wohl an das Oktoberfest, und Autobahnfahrer), kam meine achte Klasse auf die Idee, einen abstürzenden Deutschen zu fotografieren. – Nur das Opfer fehlten ihnen, da ich mich an dem Experiment nicht so gerne beteiligen wollte.

Die Sonne hat sich mittlerweile ganz hinter dem Horizont zurückgezogen. Letzte Woche sah ich sie von einem der oberen Klassenräume aus noch einmal in dunkelroter Farbe einen Finger breit aus dem Meer steigen. Das war so gegen 11 Uhr. Seitdem ist es ziemlich regnerisch und beständig düster. Die langen Winterabende fangen jetzt schon gegen halb drei Uhr nachmittags an. Würde der Himmel aufklaren, so würde die Sonne gegen Mittag immerhin die Bergspitzen anstrahlen. Ganz dunkel wird die Winternacht hier also nie. In zwei Wochen ist Weihnachten, und meine Zeit auf Værøy geht zu Ende.

Kurz vor Weihnachten klart es doch noch einmal auf. Zusammen mit mehreren Freunden und Bekannten steigen wir gegen 11 Uhr morgens im Halbdunkel an der Flanke des Nato'n noch. Gegen Mittag erreichen wir die Spitze des Berges – und genießen den seit Wochen ersten Sonnenstrahl auf der Haut. Die Temperaturen erreichen heute angeblich fast 15 Grad; im Winter ein ungewöhnlich warmer Tag.

In wenigen Tagen wird mich der Hubschrauber nach Bodø fliegen. Wenn das Wetter es zulässt: Runter kommt man ja immer, aber nicht an allen Tagen kommt man auch hoch. Eine lange Reise liegt vor mir. Dreimal muss ich zwischen verschiedenen Fluggeräten umsteigen. Zugleich liegt eine lange Reise hinter mir. Nicht immer war es leicht, hier am Rande der Welt. Nun bin ich gespannt auf die Heimkehr.

Es grüßt aus dem Norden,

Andreas Balsliemke

## **Teil X: Nachgedanken**

Ein Jahr ist vergangen seit meiner Rückkehr von den Lofoten. Die Abreise hatte etwas Märchenhaftes: Durch das hinterste Fenster des ruckelnden Hubschraubers sah ich die Insel im Nebel verschwinden. Einige Starts und Landungen auf größer werdenden Flugplätzen brachten mich dann in die

'Realität', eine andere Realität zurück. Ein kurzer Aufenthalt bei meinem Bruder Martin in Köln wurde wie ein warmes Bad genossen: Ich genoß die Menschenmenge der Großstadt, wie ich sie schon Trondheim genossen hatte, bewunderte die riesigen Gebäuden, stöberte in Buchläden und CD-Shops und freute mich über neues Lesefutter – besonders aus dem Buchladen in der Kettengasse, in den ich mich früher nie getraut hatte.

Dann kehrte ich nach Altena zu meinen Eltern zurück, wo ich allerdings sehr bald wieder ausziehen musste ... In den Wirren des Umzugs entdeckte nämlich mein Vater Pics, die ihm meine Neigung aufdeckten. Jahrelang hatte ich die Fassade gehalten, meine Wünsche selbst verdrängt bzw. nur heimlich ausgelebt, nie waren meinen Eltern die Bücher und Hefte aufgefallen, die meine Veranlagung andeuteten, und über die Tatsache, dass ich noch immer ohne Freundin war, begannen sie sich wohl höchstens erste Gedanken zu machen. Schließlich hatte Papa ja auch erst mit 30 geheiratet.

Nun brach das Schauspiel in wenigen Wochen zusammen. Endlich! Warum war das nicht eher passiert? Wieso hat es so lange gedauert, bis ich mir selbst eingestand, dass ich, anders als meine Freunde, nicht 'dicken Dingern', sondern schlanken Kerlen hinterher schaute? Ich kann diese Fragen nicht recht beantworten. Fest steht nur, dass der Groschen so richtig endgültig erst auf den Lofoten gefallen ist, im leider nicht mehr zarten Alter von 27. Vermutlich brauchte ich die Ruhe, die diese Insel ausstrahlte. Brauchte ich den Stress, der von dem niemals wirklich angestrebten Beruf ausging. Brauchte ich vor allem die ferne Welt, wo ich wie im Experiment anderen gegenüber zu meinen Gefühlen und Vorlieben stehen konnte. Und ich hatte viel Zeit zum Nachdenken. Nach dem halben Jahr im Norden fiel es mir zuhause plötzlich nicht mehr so schwer, zu mir selbst zu stehen, trotz aller Probleme und Vorwürfe, die mich da erwarteten.

## **Teil XI: 11 Jahre danach**

Im August 2009 war die Zeit reif für einen zweiten Besuch auf der Wetterinsel. Drei Wochen Urlaub reichten für eine Fahrt – diesmal mit dem eigenen Auto. Nach vielen Erzählungen konnte ich meinem Mann endlich "die Insel" zeigen. 6.300 Kilometer hin und zurück, wenn auch mit vielen Umwegen, die hier nicht beschrieben werden sollen. Zweieinhalb Tage waren wir nur auf Værøy.

Es mag merkwürdig klingen: Aber erstens hatte ich eine Art "Heimweh". Ich wollte sehen, wie sich die Insel entwickelt hat und zu gerne wollte ich erfahren, wie ihre damaligen Bewohner, meine Freunde und Wegbegleiter heute leben. Zweitens hatte ich gemischte Gefühle, wie bei einer Reise in die eigene Vergangenheit. Ich hatte das Gefühl der Insel und ihren Bewohnern meine Gegenwart zu zeigen. Ich vermutete, Kollegen zu treffen und war gespannt, wie sie heute auf mich, aber vor allem auch auf

meinen Freund reagieren würden. Die Erinnerung hat mich sehr nachdenklich, gespannt und auch ein bisschen nervös gemacht.

Ich spare mir, den Ablauf des kurzen Aufenthalts im Detail zu erzählen. Drei Erlebnisse bzw. Wahrnehmungen werden mir jedoch in Erinnerung bleiben:

Erstens kann ich festhalten: Die Insel hat sich kaum verändert. Sie ist noch immer vor allem Fisch-industriell geprägt. Touristen sind selbst in der Hochsaison die Ausnahme. Zwar war unser 'Hotel', das alte Pfarrhaus, ausgebucht, aber dort gab es auch nur 10 Betten. Insgesamt waren auf der Insel sicher nicht mehr als 20 Touristen und das bei sommerlichem Idealwetter. Den alten Zeltplatz am Flugplatz gibt es auch nicht mehr.

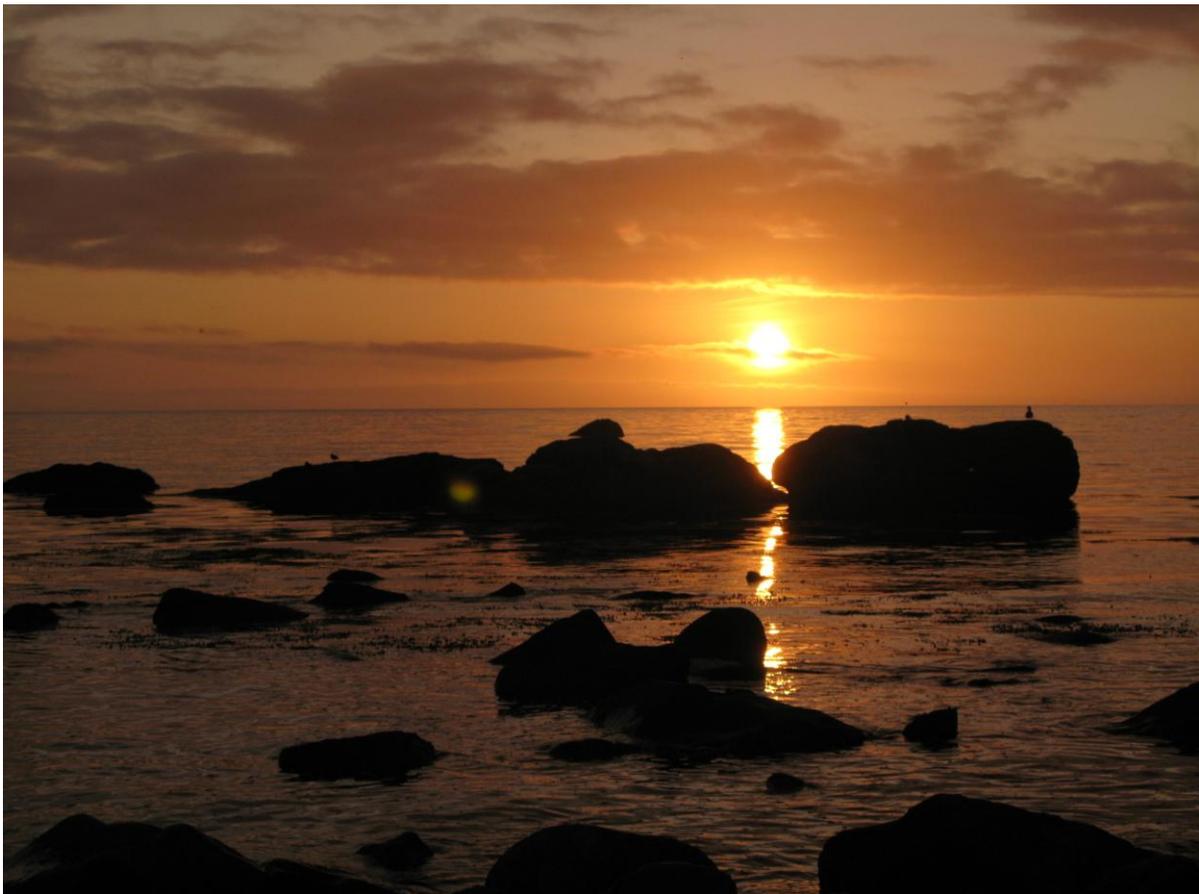
Fünf Einwohner, nach der Tourist-Info gefragt, gaben vier unterschiedliche Adressen bzw. Personen meist mit Vornamen an. Zu Hilfe kam mir/uns, dass ich den Dialekt doch immer noch gut verstehe und mir auch die (andernorts leicht aufdringliche) Art zu Eigen gemacht habe, die Leute einfach anzusprechen, an fremde Türen zu klopfen und auch einfach mal ins Haus zu gehen oder mich selbst einzuladen etc.

Sinnbildlich für die Lebensart: Bei der Tourist-Info des Heliport (Flughafen) bekam ich eine Zusammenstellung der fünf Herbergen der Insel als Kopie in die Hand gedrückt. Statt Namen und Adressen der Herbergen war es eine Sammlung von Vornamen und Mobilnummern. Man musste schon anrufen, um herauszufinden, wer wo was anbot. Wir haben uns letztlich bei "Hege" im Gamle Prestegaard eingemietet, nicht zuletzt weil diese toughe Frau schon 1998 dort den Betrieb schmiss – auch wenn ich mich an ihr Gesicht nicht erinnern konnte und sie auch nicht an meins. Es stellte sich aber heraus, dass sie an der Schule quasi meine Nachfolge übernommen hatte – zumindest im Fach Deutsch.



Trockenfisch

Zweitens: Bei einem samstäglichen Besuch des "Supern", der jetzt ein Spar-Markt ist und wo es jetzt statt Rippe gebraten Hähnchen gibt, traf ich binnen 20 Minuten zwei meiner damaligen Kolleginnen. Turild, die mittlerweile in Rente gegangen ist, haben wir dann am Nachmittag nach langer Suche des Hauses (frage einen Einheimischen und er kann dir ungefähr sagen, wo die gesuchte Person wohnt, aber auch nur ungefähr) besucht. Von ihr viele Geschichten, über den Abriss des alten Schulgebäudes und über die dort tätigen Personen zu hören, war sehr interessant. Auch ein zweiter Kolleginnenbesuch bei Ragnhild, die 1998 mit 73 noch Grundschullehrerin war, sich nun aber auch zur Ruhe gesetzt hat, war in dieser Hinsicht aufschlussreich.



Sonnenuntergang: 23 Uhr

Drittens: Durch Zufall und Recherche war es gelungen, meine damalige 'Lieblingskollegin' Heidi und ihren lieben Gatten und Sogneprest Sjur wieder zu finden. Zwar ist sie mit Mann und Kindern mittlerweile in die Gegend von Oslo umgezogen, aber auch dort wurde sie von uns 'heimgesucht'.

Dass dieses Treffen gelang, hat mich beflügelt: Man verstand sich auf Anhieb. Netter Gespräche, wenn auch nur zwei Stunden lang.

Heidi erzählte, dass ich damals der 'Erste' (Homosexuelle) auf der Insel gewesen sei. Man habe zwar vorher die eine oder andere Vermutung – über andere Leute – gehabt, aber niemand habe sich 'geoutet'. Das hat

sich seither geändert. Es gebe nun einige offen Schwule und Lesben auf der Insel. ... Besonders spannend fand ich den Hinweis, dass aus den von mir mit betreuten Jahrgangsstufen der Mittelstufe ein Mädchen und ein Junge ein frühes Comingout hingelegt haben. Beide leben allerdings wohl nicht mehr auf Værøy. Ich erinnerte mich an beide (R. und auch K.) gut. Bei dem damals 14-jährigen Jungen hatte ich insgeheim den Verdacht gehabt: Er hatte mich nach meinem Comingout öfter angesprochen, war als etwas vertraulicher geworden - während die meisten Jungs ja eher distanzierter wurden. Bei dem Mädchen wäre ich hingegen nie auf die Idee gekommen, obwohl sie auffällig selbstbewusst war!

Ich habe keinen echten Anlass, meiner Anwesenheit auf Værøy eine positive Nachwirkung zuzuschreiben. Veränderungen hätte es auch ohne mich gegeben. Aber ich muss zugeben, dass ich die kleine Hoffnung pflege, zumindest diesen beiden damals noch Kindern das eigene Outing leichter gemacht zu haben - vielleicht ein kleines Vorbild gewesen zu sein - und sei es nur, weil die Kids sehen konnten, dass die Welt nicht auseinanderbrach und man auch nicht von den kernigen Fischern auf offener Straße zusammengeschlagen wurde...

Værøy 2009 war ein Kurzurlaub mit langer An- und Abreise, vielen schönen Ausblicken; Sonnenuntergänge um 23 Uhr, lange Nächte, wenig Schlaf, schöne Touren, nette Unterhaltungen auf Norwegisch (ich kann es noch...), aber es war für mich auch ein bisschen mehr:

Einerseits habe ich einige Kontakte neu geknüpft, vielleicht - hoffentlich - bleiben sie diesmal erhalten. Andererseits wurde es - wie erhofft - ein gefühlsmäßiger Abschluss. Viele Geschichten sind nicht zu Ende - die Menschen leben ja weiter - aber meine Neugier, wie sie weitergingen, ist befriedigt. Und da ich viele von den Leuten, deren Geschichten ich erfahren habe, heute nicht mehr kenne, sind diese Geschichten damit für mich beendet und abgeschlossen. Ein gutes Gefühl!

Heimweh nach Værøy, das werde ich wohl wieder bekommen. Die Lofoten sind faszinierend! Und Værøy lässt einen nicht mehr los. Aber meine 'Værøy-Geschichte' ist an dieser Stelle vermutlich zu Ende.



Moltebeere auf dem Weg in den Mund



Mit der Fähre über Röst nach Bodö